

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Pöfen	307
Ein vergessener Karikaturist. Von Ernst Schur	318
Die Hauptrolle der Zukunft. Von Paul Scheerbart	325
Der Tod Vincenzs van Gogh. Von Max Eisler	328
Heilpädagogien. Von Heinrich Stadelmann	331
Gedichte in Prosa. Von Armin Wegner	333
Prinzipienreifer. Von Kadon	337

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65. **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 30.**
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition.
 i, pro Jahr M. 22.60. Auslano M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.

Peters Union- Pneumatik

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz **Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Dänische Anstalt mit neubautem höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.
Kurmittel-Haus für alle physikalischen Heilmethoden in

herrliche Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

herrliches Klima.

Sehr Graeger Gold

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klause Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.

Restaurant Central-Hôtel.
 Täglich Konzert
Leopold Leiserowitsch



*Treffpunkt der
Weinkenner!*



Berlin, den 4. März 1911.

Posen.*)

Der Fehlschlag unserer nationalen Politik in der Ostmark ist eine wenig erfreuliche, aber unbestreitbare Thatsache. Der Gegensatz der Nationalitäten wird in der Provinz Posen heute so stark empfunden wie nur jemals; und mehr als je zuvor wirkt er auf wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse der Provinz ein. Ueberall sind die Polen geschäftlich und gesellschaftlich von den Deutschen abgerückt und die Deutschen haben, wie es menschlich und natürlich ist, Abneigung mit Abneigung, Boykott mit Boykott erwidert. Aber das wirtschaftliche und geschäftliche Uebergewicht neigt sich immer mehr auf die Seite der polnischen Bevölkerung. Wenn sich an die Ansiedlungspolitik die Hoffnung auf die Germanisirung Posens geknüpft hat, so ist diese Hoffnung bis jetzt gründlich enttäuscht worden. Was wollen die Zehntausende deutscher Kolonisten und ihnen Angehöriger neben den ständig wachsenden Millionen ziffern der Polen bedeuten? Was bedeutet die relativ geringe Erweiterung deutschen Landbesitzes gegenüber der zunehmenden Polonisirung der Städte, die sich in der Residenzstadt selbst wie in fast allen kleineren Orten von Jahr zu Jahr bemerkbarer macht und selbst in früher rein deutschen Städten wie Bromberg und Fraustadt hervortritt? Und das Schlimmste: der Nationalitätenstreit hat auf das bis vor Kurzem völlig friedliche Schlesien übergreifen und auch dort ist eine Konsolidirung der polnischen Bevölkerung im Werden, die ganz analog den posener

*) Diese Darstellung kommt von einem Beamten, der in der Provinz Posen lebt und sich bemüht, ohne nationales oder parteiliches Vorurtheil den Zustand und die Stimmung der Ostmark zu schildern.

Verhältnissen und unter ihrem unmittelbaren Einfluß die nationale Stärkung des slavischen Elements mit gleichem Erfolg anstrebt.

Man hat freilich kein Recht, diesen Mißerfolg der jetzigen Regierung und ihrer durch den Ostmarkenverein inspirirten Kampfpolitik auf die Rechnung zu setzen. Die Ursachen der unerfreulichen Entwicklung liegen tiefer und diese Entwicklung selbst ist viel älter als die hakatistische Bewegung, die ja erst durch sie und zu ihrer Abwehr entstanden ist. Es ist zunächst eine geschichtliche Nothwendigkeit, die sich, allen Abwehrmaßregeln zum Troß, hier durchsetzt. Mit der Zunahme des Wohlstandes, mit der Hebung des Lebens und der Bildung erstarrt wenigstens in unserem Zeitalter unvermeidlich auch das Nationalbewußtsein. Und wo es sich von außen eingeengt, von fremdem Volksthum umgeben und niedergehalten sieht, muß es gerade aus diesem Gegensatz seine Kraft ziehen und in den Staatsgenossen fremden Stammes den Gegner sehen, gegen den es sich wendet. Die wirthschaftliche und kulturelle Erstarrung nun verdanken die preußischen Polen dem preußischen Regiment. Was vom nationalen Standpunkt aus ein Mißerfolg dieses Regimentes scheint, ist unter staatlichen Gesichtspunkten ein großer Erfolg. Als die polnischen Landesheile an Preußen kamen, sah es in ihnen schlecht aus: ein verschuldeter und verkommener Adel herrschte über unterdrückte und ausgefogene Bauern; beide Massen waren gleich roh und ungebildet, beide ohne soziales Empfinden und politisches Streben. In den Landstädten (andere gab es nach unseren heutigen Begriffen nicht) wurde die Oberschicht des Bürgerthums fast ausschließlich von Deutschsprechenden Juden vertreten; die Polen bildeten überall das Proletariat. Die preußische Regierung hat die Straßen gebaut und die Acker meliorisirt, hat den Bauern Rechte gegeben und Schulen gegründet. Die heutigen Städte, in denen die verschiedenen Bevölkerungselemente gleiche Vortheile städtischer Gemeinschaft genießen, sind wenigstens mittelbar sämmtlich ihr Werk. Doch sie verstand nicht, mit der Hebung des Lebens zugleich die Hebung des Staatsbewußtseins zu erwirken. Als die ersten polnischen Banken gegründet wurden, als der Marcinowski-Verein seinen bedeutsamen Aufschwung nahm, versäumte sie, die Aufnahme deutscher Mitglieder und deutschen Kapitals zu erzwingen und hierdurch diese Gründungen und Institutionen ihrem nationalen Charakter zu entkleiden. Und seit den Tagen Flottwells folgte ein System dem anderen. Zehn bis zwanzig Jahre lang wurden die Polen verhätschelt und mit Zuderbrot gefüttert; dann, wenn sie sich zu laut und übermüthig regten, etwa eben so lange mit der Peitsche behandelt. Solchen Wechsel, der unter allen Umständen Erbitterung

hervorrufen und einen ruhigen Ausgleichungsprozeß hindert, hat die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viermal gebracht. Niemand fand die Regierung einen Mittelweg, der, fern von Unterdrückung und Provokation, aber auch von schwächlicher Nachsicht, zu dauernd haltbaren Verhältnissen führen konnte. Endlich kam gegen Ende des Jahrhunderts noch die ungeschäftliche und ungeschickte Gebahrung der Ansiedelungskommission in ihrer ersten Jugend hinzu. Sie wollte raschen Erfolg sehen, wo nur behutsame Arbeit ans Ziel führen konnte. Sie kaufte um jeden geforderten Preis und durchschaute nicht einmal die Manöver der polnischen Güteragenten. Sie half dem bankrotten und halb bankrotten polnischen Adel und mittleren Grundbesitz zu Geld und überließ, daß die glücklichen Verkäufer, wenn sie eine Ecke des Landes räumten, den Kaufpreis benutzten, um sich in einer anderen (besonders gern in den Städten) wieder anzukaufen.

Die Folgen aller dieser That- und Unterlassungsfünden fanden die heute Regierenden vor; sie haben sie nicht verschuldet, aber auch nicht zu beseitigen vermocht. Daß es ohne den Ostmarkenverein und seine Politik noch trostloser aussehen würde, mag sein. Aber die verdienstvolle Initiative der Begründer des mächtig gewordenen Vereins beweist noch nicht, daß die Politik richtig ist, in deren Dienst heute fast alle Regierungsbeamten in Posen und Westpreußen stehen. Unter den Deutschen, die im Centrum des Kampfgebietes, in der Provinz Posen thätig sind, hält kein ernsthafter Mann noch für möglich, die Polen zum Aufgeben ihrer Nationalität, zur Auflösung ins Deutschthum zu zwingen. Eine gewaltthätige Germanisirung der Polen war vielleicht vor hundert Jahren noch möglich, bevor die preußische Regierung durch die Verfassung eingeengt und an bestimmte Rechtsnormen gebunden wurde und bevor die Polen waren, was sie heute sind: ein Volk oder doch der Bruchtheil eines

Volkes, das durch ein starkes Nationalbewußtsein, eine eigene Wissenschaft und Literatur (mag auch noch so viel davon deutschen Vorbildern entlehnt sein) und ganz besonders durch eigene wirtschaftliche Interessen zusammengehalten wird.

Aber kann, wenn schon nicht die Entnationalisirung, so doch wenigstens die wirtschaftliche und soziale Niederhaltung der Polen das Kampfziel sein? Als Preußen die Provinz übernahm, war es möglich, die neuen Unterthanen niederzuhalten und ihnen die Stellung von Proletariern oder Heloten anzuweisen. Der preußische Staat brauchte zu diesem Zweck noch nicht einmal das Land aufzuthemen, wie England mit Irland that. Es genügte, den verschuldeten Adel seinem gerechten Schicksal preiszugeben und das Volk in dem Zustand zu lassen, in dem es war. Aber heute ist, zu

einem großen Theil eben durch das Verdienst der preußischen Regierung, dieser Zustand wesentlich anders geworden. Die Entwicklung zu Wohlstand und Bildung ist im Gang; könnte eine Staatsregierung daran denken, sie gewaltsam zurückzudrängen? Selbst wenn sie wollte, würden ihr im Rechtsstaat dazu die nöthigen Mittel fehlen. Wie sollte ein Ausnahmegesetz aussehen, das die wirtschaftliche Erstarkung eines einzelnen Bevölkerungstheils einiger Provinzen hemmen könnte? Oder wollen wir nur Gehorsam? Fälle von Widersetzlichkeit oder gar geplanter Unbotmäßigkeit sind in Posen nicht häufiger als anderswo. Im Gegentheil: die eigenthümliche slavische Fügsamkeit und Unterwürfigkeit ist noch heute für die unteren Volksklassen ein charakteristisches Kennzeichen und man kann von deutschen Regierungsbeamten hören, daß die Polen eigentlich ganz angenehme Unterthanen seien. Und daß sie zuverlässige und disziplinarisch lenkbare Soldaten sind, wenn auch nicht gerade gewandter und intelligenter als unsere deutschen Bauernjungen, weiß Jeder, der unser Militär kennt. Wer nur Gehorsam will, braucht also keinen Kampf und kein Feldgeschrei.

Wenn man die Verhältnisse in unseren polnischen Landestheilen richtig beurtheilen will, muß man zuerst von den falschen Parallelen und Gleichsetzungen absehen, die man so oft liest und hört und die meist aus Unkenntniß der Wirklichkeit hervorgehen. Posen ist nicht nach österreichischen Verhältnissen zu beurtheilen. Die Zustände in den österreichisch-slavischen Ländern, besonders in Böhmen, zeigen äußerlich allerdings manche Ähnlichkeit mit unseren. In Wirklichkeit sind sie von unseren völlig verschieden und die oft gehörte Gleichsetzung von Prag und Posen ist so grundfalsch, daß nur Unkenntniß oder böser Wille sie wagen kann. Denn erstens ist Oesterreich nicht Preußen und zweitens sind die Polen nicht Tschechen. Es giebt kaum zwei moderne Staatsverbände, die weniger Ähnlichkeit mit einander haben als das national und politisch straff konsolidirte Preußen und das decentralisirte Oesterreich mit seinen vierzehn Landes Sprachen und seinen dieser Bunttheit entsprechenden Verwaltungstraditionen. Kaum weniger verschieden aber als diese beiden Staatswesen sind die beiden slavischen Völker, die unter ihnen leben; verschieden nach Geschichte und Kulturstand, nach Temperament und Gesinnung. Ein auch nur halbwegs gerechter Vergleich fällt hier ganz zu Gunsten der Polen aus. Von dem fanatischen Haß gegen deutsche Kultur und Sprache, der die Tschechen erfüllt, ist bei den preußischen Polen wenigstens nichts zu bemerken. Eine Sprachenfrage im österreichischen Sinn giebt es bei uns nicht, denn der Pole lernt im Allgemeinen willig und leicht Deutsch; er ist intelligent genug, um den Vortheil zu wür-

digen, der ihm aus der Zweisprachigkeit erwächst. In der Klasse der Handarbeiter, die ja die Mehrheit der Bevölkerung bilden, merkt man überhaupt nichts von Widerstand gegen die Deutschen. Dem einzelnen Deutschen begegnet der Pole aus dem Volk mit der gutmüthigen Freundlichkeit oder auch der etwas unterwürfigen Ergebenheit, die das Erbtheil dieses lange gedrückten Volkes sind; die Polen der besseren Gesellschaft halten sich fern, aber sie bleiben höflich und gemessen, wie es Leuten von Selbstbewußtsein und Kultur (Das sind sie, zumal im Vergleich mit den Tschechen) zukommt. Ich habe nun Jahre lang in der Provinz Vojen gelebt, kleinere und größere Städte bereist: nicht ein einziges Mal ist mir eine Unhöflichkeit von gebildeten, eine Ungezogenheit von ungebildeten Polen entgegengetreten; und die meisten Deutschen werden diese Erfahrungen bestätigen. Die Antipathie gegen die Deutschen äußert sich, abgesehen von der schweigenden Ablehnung der besseren Stände, denen man schließlich das Recht dazu nicht bestreiten kann, in der Presse, in politischen Versammlungen und in der underhüllten Stellungnahme der Kirche. Von hier sind alle Einflüsse ausgegangen, die von Zeit zu Zeit die große Masse erregt und zu einer ihrer Natur recht fremden Renitenz getrieben haben. Mit ihnen aber verbinden sich die schlimmen Mächte, die aus dem wirthschaftlichen Leben niemals zu verbannen sind: Konkurrenzneid, der den Fremden mehr haßt und fürchtet als den Stammesgenossen, Gewinnsucht, die aus den politischen Gegensätzen geschäftliche Vortheile zu ziehen sucht, Gewissenlosigkeit, die in dem nationalen Vorkott das Mittel sieht, die Mitbewerber zu beseitigen.

Der Traum von einem neuen Großpolen ist für den Bestand des preußischen Staates genau so gefährlich wie die Zukunftsgesellschaft der Sozialdemokraten, wie solche Ideologien überhaupt, die immer Dem, der sie hegt, mehr schaden als Dem, gegen den sie sich wenden: denn sie lenken den Blick von den Realitäten, von dem unmittelbar Gegebenen und Nothwendigen ab. Mit welcher entscheidenden und vielleicht gefährlichen Kraft würde die Sozialdemokratie in unser politisches Leben eingreifen, wenn sie sich in ihrer Gesamtheit ganz der Gegenwart und der Wirklichkeit zuwenden wollte! Schade, daß die Polen sich nicht in ähnlicher Weise, durch den Gedanken an das künftige polnische Reich, abhalten lassen, ihre Gegenwartinteressen praktisch zu vertreten! Doch man lasse sie nur von Großpolen träumen: je ungestörter, desto unschädlicher pflegen solche Träume zu sein. Will man sie aber bekämpfen: durch welche Mittel kann es wirksam geschehen? Durch Polizeimagregeln und Chicanen gewiß nicht. Leider hat unsere Verwaltung durch den Kampf gegen die Sozialdemokratie wenig gelernt. Jahr vor Jahr

untersucht die Berliner Polizei die Inschriften auf den Gräbern der „Märzgefallenen“ und entfernt die rothen Schleifen. Das scheint ihr dann ein Erfolg. In Posen reißt man den Hausbesitzern, die ihre Mauern für die Fronleichnamsprozession mit blau-weißen Fahmentüchern geschmückt haben, die Draperien herunter, muß sich aber zufrieden geben, wenn sie statt der weißen hellgelbe Tücher herabhängen. Wenn die Waschfrau Nowiki sich Nowida nennt, wie ihre Schwiegermutter und Großmutter gethan haben, so erblickt man darin eine gegen die Krone Preußen gerichtete Boswilligkeit und verfißt die gebührende Repression bis zum höchsten Gerichtshof. Daß nicht Jeder, der nationale Traditionen festhält, damit politische Opposition treiben will, scheint unseren Behörden ein ganz und gar fremder Gedanke zu sein. In jedem Polen sehen sie einen Politiker, also einen Gegner. Daß auch die Polen zunächst leben wollen, daß sie, so weit sie den produktiven Ständen angehören, zunächst für ihre Existenz zu sorgen haben und dann erst Politik treiben können, daß die große Masse eben wegen dieser nächsten Sorge gar nicht dazu kommt, sich politisch zu bethätigen, daß viele Polen überhaupt nicht zu solcher Bethätigung neigen, wenn sie nicht durch Verärgerung dazu gedrängt werden: das Alles scheint unseren Ostmärkern nicht einleuchten zu wollen. Sehen sie nicht, daß ihr Irrthum erst den Indifferenten zum Anschluß an die Polenfreunde treibt und die Masse der Gegner nur noch verstärkt? Möge man den Polen ihre Tradition und ihren Zukunfts-traum lassen; diese Dinge wenigstens nicht mehr allzu tragisch nehmen. Man braucht ja die Duldung nicht so weit zu treiben wie unter Caprivi, wo preußische Militärkapellen, zu öffentlichen polnischen Umzügen, das „Noch ist Polen nicht verloren“ gespielt haben sollen. Freche Herausforderungen darf der Staat nicht hinnehmen. Konspirationen, selbst wenn sie mehr lächerlich als gefährlich sind, müssen unterdrückt und bestraft werden. Aber etwas mehr ruhiges Blut, etwas mehr Ueberlegenheit und Verständniß für den Gegner wäre unter allen Umständen vortheilhaft für die deutsche Sache. Denn von dem politischen Schlachtfeld ist der Kranz, nach dem wir streben müssen, überhaupt nicht zu holen; und der Kampf, der mit hochtönenden Worten oder kleinlichen Chicanen gegen die großpolnische Idee geführt wird, ist kaum mehr als ein Kampf gegen Schatten. Die Entscheidung liegt auf dem wirtschaftlichen Gebiet: hier ist die eigentliche Gefahr, hier fordert keine Ideologie, sondern die Wirklichkeit Kampf und Abwehr heraus. Diese wirkliche Gefahr besteht darin, daß die preußischen Polen die deutschen Staatsgenossen, die sie nicht auffaugen können, aus dem Grundbesitz, aus lohnender Berufsthätigkeit und dadurch schließ-

lich aus ihren Wohnorten und der Provinz verdrängen; sie besteht darin, daß die Ostmarken, zumal Posen, auch wenn sie preußischer Besitz bleiben, doch polnisches Land werden, in dem Sinn, wie es das österreichische Galizien ist. Seit Langem führen die Polen den Kampf systematisch und erfolgreich. Mit den deutsch gesinnten und Deutsch redenden Juden, besonders in den kleinen Städten, ist es ihnen zuerst geglückt: deren durch Konkurrenz und Boykott erzwungene Abwanderung schafft überall dem polnischen Kaufmann und Händler Platz. Aber auch auf dem Land ist die deutsche Bevölkerung in die Defensivlage gedrängt und die Frage ist in Wirklichkeit längst nicht mehr, ob der Pole, sondern, ob der Deutsche sich in der Provinz zu behaupten vermag.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, hat einst Bismarck die Ansiedelungspolitik beschlossen; damals vielleicht noch mit dem Gedanken, daß durch die Ansiedlung deutscher Bauern die Provinz Posen dem Polenthum entrissen und für die deutsche Sprache und Kultur erobert werden könne. Die Aussicht auf solchen Erfolg ist klein geworden und auch die Ansiedelungspolitik ist in Defensivstellung zurückgewichen; eben deshalb ist sie nothwendig geblieben. Deutsche Sprachinseln dadurch zu schützen, daß man sie verbindet oder erweitert, deutsche oder fast deutsche Städte mit deutschen Dörfern und Siedelungen zu umgeben und ihren Charakter dadurch zu wahren: Das sind nahe Aufgaben nationaler Politik. Andere freilich als vor fünfundschwanzig Jahren, da die Bodenpreise noch normal und polnische Güter noch im Handel zu haben waren. Wir möchten hoffen, daß das Enteignungsgesetz, auf das der Ostmarkenverein sich blindlings verrannt hat, der letzte Mißgriff war; der Verzicht auf seine Anwendung ist das beste Urtheil über die Gewaltmaßregel, welche die Folgen vergangener Unbesonnenheit tilgen sollte. Viel eher wäre ein Einspruchs- oder Vorkaufsrecht der Ansiedelungskommission bei Gutsverkäufen zu rechtfertigen gewesen. Vor Allem aber: die Polengegner dürfen nicht immer nur auf das flache Land sehen. Gerade in den Städten hat das polnische Element an Zahl und Wirtschaftskraft in der letzten Zeit zugenommen.

Zeit Jahren hat ein Polenklüngel über deutsche Geschäfte und deutsche Handwerker den Boykott verhängt. Die Presse veröffentlicht nicht nur Listen der erlaubten polnischen Geschäfte, sondern auch die Namen wichtiger Personen, weltlichen und geistlichen Standes, die in anderen als diesen Geschäften kaufen. Das ist eine traurige Verquickung von Heßgewerbe und Gewinnsucht. Ist es nun aber vernünftig, den Boykott mit Boykott zu bekämpfen und nach den polnischen nun deutsche Geschäftslisten zu veröffentlichen? Das Staatsinteresse empfiehlt, den Gegensatz zu mildern und den

Widerstand der Polen dadurch zu lähmen, daß man so weit wie möglich ihre Erwerbsinteressen mit dem Bestande des deutschen Regiments verknüpft. Wenn man an den Lieferungen für den Bau und die Einrichtung des Kaiserschlosses polnische Firmen theiligt hätte, statt, was deutsche Geschäfte der Provinz nicht leisten konnten, aus Berlin zu beziehen, so hätte man eine Bresche in die Mauer der feindlichen Festung gelegt. Und was hier im Großen möglich war, ist jeden Tag im Kleinen möglich. Die polnischen Geschäfte, in denen die Deutschen nicht kaufen, finden ihre Rechnung im Anschluß an die polnische Clique und den nationalen Boykott.

Kein Deutscher darf, wenn er zwischen zwei gleichwerthigen Geschäften zu wählen hat, das polnische dem deutschen vorziehen. Das Ostmarkenprogramm aber verlangt, daß wir auch den untüchtigeren, weniger leistungsfähigen Landsmann vorziehen. Die Folge dieses Prinzips ist, daß man in einzelnen deutschen Geschäften schlechter bedient wird als in polnischen: der Deutsche weiß, daß seine Kunden bei ihm kaufen müssen, auch wenn er sich wenig Mühe giebt, sie zu befriedigen, und geht die Sache einmal ganz schief, so läuft er zur Regierung und weiß sich aus dem Ostmarkenfonds einen Zuschuß zu verschaffen, der ihm weiter hilft. (Das gilt natürlich nicht von allen, doch von manchen deutschen Geschäften und besonders Handwerkern.) Die Polen aber wollen die deutsche Kundschaft gewinnen: sie lassen die Angestellten Deutsch sprechen und geben sich bei der Bedienung die größte Mühe. So wird die deutsche Leistungskraft durch die Boykottpolitik nicht gesteigert, sondern herabgesetzt.

Daß bei solchen Kampfmitteln alle schlechten Instinkte des gemeinen Brotneides und der Gewinnsucht ans Licht drängen, war zu erwarten. Wir haben die wunderbarlichsten Dinge erlebt. In der Stadt Posen giebt es einen Lohndiener polnischer Abstammung, der seines ansehnlichen und bescheidenen Wesens wegen von den Deutschen (auch von Beamten) bevorzugt wurde. Darob entbrannte der Unmuth seiner deutschen Berufsgenossen: sie wandten sich mit einer Beschwerde an die Regierung; und siehe: in einem Rundschreiben wurde den Regierungsbeamten gerathen, nur noch deutsche Lohndiener zu beschäftigen. Der Mann, gegen den der Ufaß sich richtete, verlor nach dem einen Schlag die Hälfte seiner Kundschaft; und wenn die andere Hälfte ihn nicht um so energischer gehalten hätte, so wäre ihm nichts übrig geblieben als der Versuch, im polnischen Lager sich durch Gesinnungstüchtigkeit einzunisten.

In der Stadt Posen kommen auf hunderttausend Polen kaum sechzigtausend Deutsche, in der ganzen Provinz ist das Verhältnis ähnlich: etwa zwei Drittel zu einem. Da ist doch klar, wer bei

einer Scheidung der beiden Lager geschäftlich mehr verliert. Ein deutscher Tischler in der Provinzhauptstadt verlor in Folge des polnischen Boykotts allmählich die ausgedehnte polnische Kundschaft, die er neben seiner deutschen hatte. Der letzte polnische Hausbesitzer, für den er arbeitete, erklärt ihm nach der Annahme des Enteignungsgesetzes, daß er, zu seinem Bedauern, keinen Deutschen mehr beschäftigen könne. In der selben Zeit bekam der Mann eine größere Reparaturarbeit in einem amtlichen Gebäude in der Nähe der Stadt. Er ging hin und nahm einen polnischen Gesellen mit; natürlich: deutsch: Arbeiter und Gehilfen sind in Posen ja zu bekommen. Da erklärt ihm der zuständige Regierungsvertreter, daß er ihn nicht brauchen könne, wenn er polnische Gesellen beschäftige; und der arme Mann sitzt nun buchstäblich zwischen zwei Stühlen auf der bloßen Erde. Das nennt der Ostmarkenverein wirtschaftliche Stärkung des Deuththums.

Auch hier wird übrigens die Suppe nicht so heiß gegessen wie gekocht. Es giebt Posen, sogar Geistliche, die an der Hinterthür boykottirter deutscher oder jüdischer Geschäfte vorkommen und aussteigen, und die patriotischen Damen der deutschen Beamten-gesellschaft, die bei keinem polnischen Bäcker und Schlächter kaufen würden, treffen sich mit dem lächeln schweigenden Einverständnis bei ihrer Schneiderin und Putzmakerin polnischer Nation, weil „diese Modistinnen bekanntlich mehr Chic haben als deutsche“.

Der Widersinn der deutschen Boykottpolitik zeigt sich Dem besonders deutlich, der bedenkt, daß es schließlich doch die preußische Regierung ist, die den Posen zwar nicht die materiellen, wohl aber die intellektuellen Mittel giebt, sich im wirtschaftlichen Kampf zu behaupten. Das Schulwesen der Provinz steht auf einer sehr achtbaren Höhe; besonders die Volks- und Bürgerschulen in den Städten nehmen es mit den westlichen Theilen der Monarchie wohl auf. Die Bemühungen der Regierung, tüchtige Lehrkräfte für den Osten zu gewinnen, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Viele polnische Kinder lernen im Lauf einer sechs- bis achtjährigen Schulzeit die deutsche Sprache beherrschen und die Gebiete der preußisch-deutschen Geschichte und der Bürgerkunde recht gründlich kennen. Auch ist im regelmäßigen Gang der Dinge von irgendwelcher Widerseßlichkeit nationaler Färbung nichts zu bemerken; so lange die Kinder des Volkes unter dem Einfluß der Schule stehen, fühlen sie sich offenbar in keiner Weise vom Deuththum bedrückt oder bedrängt: sie empfinden den nationalen Zwiespalt überhaupt nicht. Es ist ein Vergnügen, die kleinen polnischen Volksschüler bei ihren Ausflügen oder Spazirgängen, auch wenn kein Lehrer dabei ist, „Heil Dir im Siegerkranz“ oder „Ich bin ein Preuße“ singen zu

hören, so harmlos, wie es je deutsche Jungen thaten. Aber sobald sie die Schule oder Fortbildungsschule verlassen und ins Leben treten, wendet sich die selbe öffentliche Macht, die sie bis dahin geleitet hat, gegen sie. Sie werden dem Einfluß der polnischen Vereine einfach überlassen, oft ihm durch den deutschen Boshott geradezu in die Strömung getrieben und sie müssen sich in vielen Fällen entschließen, das von deutschen Lehrern Erlernte gegen die deutschen Landesgenossen anzuwenden.

In den Ostmarken ist keine Kulturpolitik möglich, die nur den Deutschen und nicht auf die Dauer auch den Polen nützt. Das gilt von Volksschulen und Gymnasien, von Fortbildungs- und Gewerbeschulen. Aber es gilt auch von Instituten wie der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, dem Kaiser-Friedrich-Museum und der Akademie in der Stadt Posen. Namentlich gegen die Akademie richtet sich das Mißtrauen der Ostmärker. Denn der Entwicklung des Schulwesens kann man nicht wohl entgegentreten, Museen und Bibliothek sind immerhin harmlose Einrichtungen, aber eine Hochschule, wenn sie auch nur allgemein bildende Zwecke verfolgt und keinerlei Berechtigungen verleiht, enthält allerlei Entwicklungsmöglichkeiten. Sie könnte sich sogar zu einer Universität auswachsen; und wenn sie zwar bis jetzt nur von deutschen Hörern besucht wird, würden dann dort auch die polnischen Studenten ihren Vortheil finden. Darum scheint es den Hakatisten besser, jeder Entwicklung des unfertigen und in ziemlich embryonalem Zustand ins Leben gerufenen Institutes von vorn herein entgegenzutreten. Das nennt man dann Kulturpolitik in den Ostmarken! Ob eine Universität nöthig, ob die Stadt Posen der dafür geeignete Platz ist, mag zweifelhaft sein. (Bromberg liegt günstiger und ist eine dem Deutschthum sicherere Stadt.) Vielen Männern unseres Ostmarkenvereins gilt aber als ausgemachte Sache, daß eine posener Universität das Centrum polnischer Strebungen und Verschwörungen werden müsse; gerade hier muß der Vergleich mit Prag immer wieder herhalten. Richtig ist, daß die ausländischen Polen fern gehalten werden müßten und auch im Bereich des Verbindungswesens ein paar Kautelen unerlässlich wären. Aber traut man dem preußischen Kultusministerium nicht zu, daß es für einen deutschen Lehrkörper sorgen und damit den deutschen Charakter der Hochschule wahren wolle oder könne? Und traut man der deutschen Wissenschaft und dem Verkehr mit ihren Vertretern keinerlei werbende Kraft zu? So scheint es. Denn man möchte am Liebsten wohl jede Kultur- und Arbeitsgemeinschaft zwischen beiden Bevölkerungstheilen vermeiden. Man sieht nicht gern, daß die Deutschen Polnisch lernen, und überläßt den Polen

lieber die vielen Stellen in Geschäften und auf Gütern, wo zweisprachige Leute erforderlich sind. Sollte die uralte nationale Schwäche der Deutschen, sich fremdem Volksthum leichter als dem eigenen zuzuneigen, heute noch nicht überwunden sein, sollten wir dem Selbstbewußtsein und der nationalen Treue unserer Landsleute noch heute mißtrauen müssen? Wenn es so wäre, dann gebe man den Kampf gegen die Polen heute noch auf; denn unsere Niederlage wäre vor dem Anfang ersten Kampfes entschieden.

Das Schuldregister der Kirche ist so oft aufgeblättert worden, daß ich fürs Erste davon schweigen und mich heute mit ein paar Leitsätzen begnügen will, in die ich die Ergebnisse dieser Betrachtung zusammenfasse.

1. Das Ziel unserer Polenpolitik kann nicht Germanisirung, nicht Verdrängung oder Niederhaltung der Polen sein, sondern nur ein gedeihliches Zusammenleben und friedlich wetteifernde Arbeit beider Bevölkerungtheile. Die unbedingte Unterwerfung der Polen unter die Normen des Rechtsstaats Preußen ist Grundlage und Voraussetzung dafür. Hoffnungen auf eine zukünftige Umgestaltung der Karte Europas bleiben Jedem unbenommen.

2. Da die Deutschen der wirtschaftlich schwächere Volkstheil sind, so ist die Hilfe gerechtfertigt, die ihnen die Regierung durch besondere Mittel (Ansiedelungsbegründung und Unterstützungsfonds) leistet. Diese Mittel dürfen aber nicht kränkend und verbitternd wirken; insbesondere darf die Regierung keinerlei Boykottbewegung, die sich gegen die Polen als einen Volkstamm richtet, unterstützen. Daß ein Theil der aufgewandten Mittel und begründeten Institute auch der polnischen Bevölkerung nützt, ist unvermeidlich und entspricht nur der Gerechtigkeit. Denn wenn die Polen sich als preußische Unterthanen fühlen sollen, haben sie auch Anspruch auf die Vortheile dieser Unterthanschaft; so weit sie lokale Unterthanen sind, gerade im deutschen Interesse den selben Anspruch wie die Staatsbürger deutscher Sprache.

3. Kein Pole darf, nur wegen seiner Abstammung und Sprache, als Gegner betrachtet und behandelt werden, wenn er sich nicht politisch als Gegner des preußischen Staates bethätigt. Wer die nationalpolnischen Sonderbestrebungen erfolgreich bekämpfen will, muß die politisch meist gleichgiltige Bevölkerung von den Fanatikern und Hezern scheiden. Diese Feinde müssen mit aller Kraft zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden. Das dazu wirksame Mittel ist die Entnationalisirung des polnischen Klerus.

Ein vergessener Karikaturist.

Es mag vorkommen, daß das Urtheil über einen Künstler im Lauf der Zeiten schwankt und, je nach der geistigen, künstlerischen Tendenz der Entwicklung, korrigirt wird. Eigentlich wiederholt jede Generation diese Revision der Urtheile. Selten aber ist der Fall, daß ein Künstler fast ganz unbekannt bleibt, obwohl er auf seinem Gebiet zu den Ersten zu zählen ist. So ist es Rudolf Töpffer, dem Schweizer Karikaturisten, ergangen. Man hält es nicht für möglich in einer Zeit, die so gern sammelt und registriert.

Obwohl Töpffer vor etwa hundert Jahren gelebt hat, tritt sein Werk uns so frisch entgegen, als sei es erst jetzt entstanden. Wir brauchen keine künstlichen Behelfe und Erklärungen, um seine Kunst verstehen, genießen zu können. Seine Menschen sind ewig gültige Typen, die noch unter uns wandeln. Seine Kunst ist ganz unmittelbar, realistisch und phantastisch zugleich, deutsch und französisch, graziös und ganz persönlich-charakteristisch; und sie erreicht das Niveau, das über der Zeit steht. Dies Alles beweist, daß es Töpffer gelang, sein Werk als ein dauerndes zu gestalten und eine Satire des Menschlichen zu geben, die über den Moment hinausgeht, wenn sie auch selbst ganz temperamentvoll aus der Beobachtung des flüchtigsten Augenblicks gewonnen ist. Und wenn die Welt ihn zeitweilig vergessen hat: sein Werk lebt weiter. Die Geschichte der Karikatur ist nicht so reich, daß sie sich den Luxus des Vergessens leisten könnte. Ein paar Namen: dann ist die Liste erschöpft; der Meister sind wenige. Und recht oft geht des satirischen Künstlers Werk, wie es scheint, mit ihm dahin. Man hört noch von ihm, sein Ansehen bleibt in Geltung, aber seine Werke zünden nicht mehr; und so verliert sein Name an Eindrußkraft. Eine kühle Achtung bleibt. Gerade unsere Zeit aber schätzt ja das Augenblickliche, das dem Satiriker, dem Humoristen eigen ist. Das Eruptive seines Temperaments, mit dem er seiner Zeit sich hingiebt, sie an sich reißt und sie in Form bringt, um sie damit zugleich ganz fern von sich zu stellen, fesselt uns und wir entdecken in seinem Allzu-Zeitlichen vielleicht Dinge, die ewig sind.

An Hogarth, an Daumier, an Busch sei erinnert. Damit ist aber die Reihe der großen Karikaturisten schon beendet. Gerade Busch ist ein interessantes Beispiel. Jeder kennt ihn. Sein Ansehen ist international. Aber giebt es ein Werk über ihn, wie es Bücher über jeden Künstler giebt, der vielleicht nicht die Hälfte dieser genialen Anlage besaß? Das vom Karikaturisten Geschaffene zilt den anpreisenden Analysen, die sonst erst mühsam den Weg

bereiten müssen, voraus und schafft sich selbst sein Publikum, das nun der Führung nicht mehr bedarf. Mit dem Theil, der an dem Werk zeitlich ist, nimmt die Zeit es wieder in sich auf und kümmert sich mehr um die inhaltliche Satire als um das künstlerische Temperament, mit dem aus dem Wechselnden ein Bleibendes, aus dem Variablen ein Stil geholt ist. Man darf das Werk der drei Nissen Nöbke über den Onkel Busch nicht gegen diese Feststellung anführen. Es sind Aufzeichnungen, Erinnerungen; als solche hoch zu schätzen. Aber es ist keine systematische Werthung, die das Bleibende bedeutsam heraushebt. Und seit wann wissen wir Etwas von Daumier?

Rudolf Töpffer schuf sich, um seinem Talent gemäß sich bethätigen zu können, ein neues Genre, eine Literatur in Zeichnungen, wie er sie nennt. Der Künstler hat in einem interessanten Werk, das man kaum noch kennt, dem „Essai de Physiognomonie“, ausführlich über seine Absichten gesprochen. Da sagt er:

„Man kann in Kapiteln, in Reihen, in Worten Geschichten schreiben: Das ist Literatur im eigentlichen Sinne. Man kann auch in einer Folge graphischer Darstellungen Geschichten erzählen: Das ist Literatur im Bilde. Man kann auch Keins von Beidem thun: und Das ist manchmal das Beste. Die Literatur im Bilde hat ihre besonderen Vorzüge, denn durch den Reichthum der Details ergiebt sie eine außerordentliche Prägnanz. Zwei Bücher von Richardson sagen schwerlich mit so viel Lebendigkeit die selben Dinge wie die zehn oder zwölf Blätter von Hogarth, die unter dem Titel ‚Die Heirath nach der Mode‘ uns das traurige Geschick und jammervolle Ende eines Wüthlings miterleben lassen. Diese Literatur hat außerdem den besonderen Vortheil der klaren Anschauung. Denn alle noch so werthvollen Bücher, die man zur moralischen Erziehung des Volkes oder der Kinder geschrieben hat, kommen an Lebendigkeit den zwanzig Blättern von Hogarth nicht gleich, die unter dem Titel ‚Die Folgen des Fleißes und des Müßiggangs‘ uns ein doppeltes Schauspiel vor Augen führen: das des lasterhaften Müßiggangs und das des ehrlichen Fleißes, die durch die ihnen eigene Kraft so verschiedene Schicksale gestalten. Auch ist Hogarth weniger ein bedeutender Künstler als ein bewundernswerther tiefer praktischer und populärer Moralist. Literatur im Bilde machen, heißt nicht nur, nach einem gegebenen Vorwurf arbeiten und alles darin Enthaltene bis zur Reize ausschöpfen. Es heißt nicht, einen an sich wichtigen Stoff in den Dienst eines grotesken Einfalls setzen. Es heißt auch nicht, ein Sprichwort oder einen Witz darstellen. Sondern es bedeutet die vollständige Erfindung eines Vorgangs, dessen einzelne Theile in der Zeichnung neben einander gestellt werden und in sich ein Ganzes bilden; es heißt, ein Buch gemacht haben, sei es nun gut oder schlecht, schwer oder leicht, toll oder ernst, nicht aber einen Witz oder ein Cou-

plet. Aber es giebt verschiedene Arten von Büchern; und die tiefsten, die wegen der in ihnen enthaltenen Schönheiten bewundernswertheften sind nicht immer die vom großen Publikum am Meisten gelesenen. Sehr mittelmäßige Bücher haben, wenn sie in sich gesund sind und dem allgemeinen Geschmack entgegenkommen, oft einen weiter reichenden und nütlicheren Einfluß. Sicher scheint, daß Menschen, die mit einigem Talent für graphische Darstellung eine gewisse sittliche Kraft verbinden, durch die Literatur im Bilde einen sehr nützlichen Einfluß haben können, wenn sie auch sonst gar nicht sehr bedeutend sind.

Ein Beweis dafür, daß nicht immer ein großer Sach voll Gehörbarkeit und Begabung nöthig ist, um Literatur im Bilde zu machen, ist, daß ich selbst darauf gekommen bin. Ohne zeichnerisches Können und ohne andere Absicht als die, in ganz primitiver Weise zu eigenem Vergnügen eine Art Wirklichkeit aus den närrischsten Einfällen meiner Laune heraus zu schaffen, habe ich Büchlein hergestellt, die ein geneigtes Publikum so, wie sie sind, sehr freunblich aufgenommen hat. Wenn diese kleinen Bücher, von denen nur wenige herrschende Mißstände oder Auswüchse angreifen oder verspotten, lieber nützliche Sittenlehren ins rechte Licht gesetzt hätten: würden sie dann nicht viele Leser angezogen haben, die solche Lehren in den Predigten nicht hören wollen und in Romanen kaum finden können?

Wo es sich um Literatur im Bilde handelt, also um eine Reihenfolge von Skizzen, bei denen es gar nicht auf zeichnerische Korrektheit ankommt, sondern nur auf den klaren Ausdruck einer einfachen Idee, ist nichts an Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Sparsamkeit dem autographischen Verfahren zu vergleichen, das weder der helfenden Mitarbeit eines Stechers bedarf noch verlangt, daß die Zeichnung verkehrt gemacht werde, damit der Abdruck das richtige Bild zeigt. Auch braucht man nicht länger als eine Stunde zu warten, bis die in den Stein geschnittene Zeichnung gedruckt ist und tausend bis zweitausend Abzüge liefert. Wegen der größeren Schnelligkeit und geringeren Umständlichkeit habe ich nur das noch grobe Verfahren benutzt, das man auch für Circulare und Vergleichen anwendet; aber genaue Prüfung hat mich gelehrt, daß es sehr verbessert werden könnte, vielleicht so sehr, daß man damit ähnliche Resultate erzielen könnte wie mit der kalten Nadel und dem Grabstichel.

Diese Bilderromane (wie man sie nennen kann) zeigen uns fortlaufende, zusammenhängende Geschehnisse. Töpffer will nicht, wie die meisten Karikaturisten, eine Szene herausheben; wohl betont er stark die Situation, die die Komik enthält; aber er reiht die Bilder an einander; sie ergeben nicht erst im Ganzen einen engeren Zusammenhang; und er erzählt wirklich. Die meisten Karikaturisten wollen durch die Einzelperson auf das Ganze, auf die Gesellschaft, auf Zustände deuten, ein Sittenbild geben; der Einzelne ist ihnen nur Mittel. Töpffer ist die Einzelperson Selbst-

zweck; er läßt sie sich ausleben; er verfolgt sie in allen Situationen. Unerhörplich reihen sich die Motive an einander; er erzählt in Bildern, mit der Ruhe und Sachlichkeit des vollendeten Epikers. Da nun aber seine Personen so wild aufgeregte sich geberden, bringen sie in die Gelassenheit des Schildernden manchmal etwas Dramatisches. So ist jeder dieser Bilderromane einem Narren der Menschheit gewidmet; und indem jedesmal ein ganzer Charakter sich auslebt, erleben wir in ihm eine Welt. Der Familienvater, der seinen zahlreichen Kindern die beste Erziehung geben möchte und dabei mit den Erziehern immer neues Mißgeschick erlebt; der einem *commis-voyageur* ähnelnde Gek aus der Provinz, der in der Hauptstadt sein Glück in der Gesellschaft machen will; der phrasenhafte, in jedes seiner Werke verliebte Künstler; Leidenschaft und Eifersucht der Thoren; pedantischer Dünkel der Gelehrten, der sich bis zum absurdesten Wahnsinn steigert: Das sind Töpfers Typen. Nach ihnen nennt er seine Ehlen: Monsieur Cröpin, Monsieur Jabot, Pencil, Dieuz-Bois, Festus, Albert.

Mit entzückender Verbe reißt uns der Zeichner gleich mitten in die Geschehnisse. Nachdem er den absonderlichen Herrn uns flüchtig vorgestellt hat, beginnt dieser Held seine Attaque auf das Leben; und da er bald auf Widerstände stößt, die nicht immer passiv sind, ergiebt sich ein Chaos, ein strudelartiges, wildes Geschehen, Kämpfen, Ringen, Anklagen und Rechtfertigen. Zu dem Persönlich-Komischen tritt das Allgemein-Komische. Auf die Institutionen der Welt, die Gesetze der Gesellschaft fallen bligartig satirische Streiflichter; das Militär, die Justiz, die Bürgermeister bekommen ihr Theil ab. Es geht wahrhaft tumultuarisch zu. Wir erfahren, wo die verlorenen Perrücken bleiben und was die Pechpflaster erleben, die Frau Cröspin verliert. In diesem turbulenten Chaos werden dann Höhepunkte geschaffen, auf die der Refrain immer wieder hinweist. „Herr Jabot setzt sich wieder in Positur“; „Herr Altholz wechselt das Hemd“. Die Enge der allzu persönlichen Komik, die bald bemerkbar würde, wird ins Allgemeine erweitert. Töpfer dürstet förmlich danach, seinen Helden aus der Enge hinaus auf das freie Schlachtfeld der Allgemeinheit zu führen, wo er mit Gegnern wüthend zusammentrifft und halb wie ein Don Quijote, halb wie ein Sancho Panza kämpft. Der Künstler verwickelt und verstrickt ihn nicht in sich selbst, in Familienleben, in erotische Erlebnisse; dies Alles wird freilich auch berührt. Aber Töpfer sucht freieren Ausblick. Schon die eigenthümliche Mischung der beiden Cervantestypen in der Brust eines Helden beweist die Eigenart seiner Auffassung. Und zum Schluß löst sich das Einzel-

schicksal von dem Allgemeinen ab und der Held steht wieder als Persönlichkeit vor uns.

Wie Töpffer seine Typen fand, hat er uns erzählt. Seine Kunst, die so leicht und flüchtig ist, leitete ihn. Er kriecht mit der Feder auf dem Papier; da entsteht ein Kopf, der ganz bestimmte Charakterkopf eines Menschen, der so und so geartet ist. Es ist Mr. Crépin. Die Stelle sei angeführt, da sie für Töpffers Art und Anschauung charakteristisch ist: „Was mir eines Tages den Gedanken eingab, die Geschichte eines Herrn Crépin zu schreiben? Dazu trieb mich der Umstand, daß ich eine solche Figur zufällig mit der Feder gezeichnet hatte. Sieh doch, sprach ich zu mir: da haben wir einen Menschen, der so sein muß, wie er ist. Vielleicht freut man sich nicht, wenn man ihn sieht. Er ist gutmüthig, hat einen gesunden Menschenverstand, aber seine Intelligenz reicht nicht weit und seinen Entschlüssen fehlt es deshalb an Konsequenz. Man sieht ihm an, daß er Familienvater ist, und kann wetten, daß seine Frau ihm nicht gehorcht. Diese Frau hat auch ganz andere Ansichten von der Erziehung der elf Kinder. Daraus entstehen alle Konflikte. Immer neue Lehrer kommen ins Haus.“ Und nun zeichnet er die Lehrer. Den Künstlerereinsfall spannt also die Phantasie weiter. Die Frau ist dumm, neugierig und läßt sich flink für jede Erziehungsmethode gewinnen, wenn deren Vertreter auch ein Gauner oder Trottel ist. Der arme Pantoffelheld versucht manchmal, dagegen anzukämpfen; streckt aber meist die Waffen.

Man sieht an solchen Beispielen, wie Töpffer seinen Standpunkt wählt. Er will nicht anklagen, weder den Einzelnen noch gar die Welt an den Pranger stellen. Als feststehend nimmt er das ganze Menschenthum solcher Subjekte, ihr Narrenthum als ihr Wesen. Da wird nicht verhöhnt, nicht belehrt, nicht zu bessern versucht. Ein Narr kommt zum anderen: und so entsteht die große Narrenwelt, in der jeder Narr sich als der Regel, der Norm angepaßt empfinden darf. Der Autor schafft sich mit Freiheit eine Welt, in der er seine Geschöpfe glücklich werden läßt; wenn sie aber zu Grunde gehen, giebt er ihnen eine so groteske Größe, daß sie ihrer Verrücktheit zu Liebe, also mit Wollust, fallen und nun noch sterbend unser Zwerchfell erschütterten. Mit merkwürdiger Konsequenz knüpft sich bei Töpffer an das Reale die Phantastik. Denn es ist klar, daß solche Welt nur im Geistigen, in der Vorstellung ihre Heimath hat, daß sie Schöpfung des künstlerisch empfindenden Menschen ist, der hinter allem Sein den Schein wahrnimmt, hinter der Fata Morgana der Erscheinungen seine Welt finden will. So ist es kein Wunder, wenn Töpffer manchmal alle

Gesetz der Schwere aufhebt; seine Narren fliegen in der Luft herum, als hätten sie das Luftsegeln schon erfunden. Ein Zephyr weht, Madames Röcke blähen sich: und schon segelt sie wie ein Riesenblume durch die Luft; ihr Hündchen, das sie mitnahm, fällt ihr vor Schreck aus den Händen und bleibt an den Telegraphenstangen mit den verstellbaren Armen hängen: und sofort wird dadurch in die Welt hinausdepeeschirt, daß im Osten sich ein Kriegswetter zusammenballt.

Mit dieser Phantastik stimmt die Leichtigkeit und Feinheit der Zeichnung überein. Dem scharfen, schlagenden Witz (der aber nie Situationwitz bleibt) gefellt sich die Linie einer Zeichenkunst, die alle Dinge ganz leicht und grazios hinstellt, so daß fast der Zauber des Atmosphärischen, die Schönheit des Lichtes sie umkleidet. Die Konturen lösen sich auf; etwas Vibrirendes, Flimmerndes kommt in die Darstellung. Jeder gemeinen, allzu Kleinlichen Nachahmung weicht der Stift aus; schreibt in den Gestalten eine Arabeske hin, die suggestiver wirkt als jedes getreue Konterfei. Töpffer benutzte die menschliche Gestalt nur, er schaltet mit ihr, sie wird unter seinen Händen Ausdruck. Und mit dieser Technik giebt er nicht nur die Charaktere wieder: er meistert damit auch die Landschaft. Ja, man kann sagen, er zeige darin (was ihm Viele, verführt durch seinen närrischen Witz, abstreiten werden) reine Schönheit; er zeigt, daß er Sinn hat für das Auf und Ab der Linien. Wenn man den Hintergrund betrachtet, diese Wiesen und Wälder, diese Berge und Triften, oder im Einzelnen die Blumen und Bäume sich vornimmt, deren Eigenleben er subtil erfährt, wenn man sieht, wie er ein Gebüsch, einen Strauch in zitternden Linien aufwachsen, im weiten Raum Vögel fliegen, die Ferne sich ins Undeutliche verlieren läßt, dann weiß man, daß Töpffer ein Landschaftzeichner ersten Ranges ist. Jede Kontur löst er auf und die Dinge stehen in lebendiger Schönheit vor dem Auge. Duftige, leichte Perspektiven begrenzen und erweitern den Raum und man bewundert, daß dieser Künstler schon in seiner Zeit, rein aus künstlerischem Instinkt heraus, Luft und Licht so locker malt, wie es erst die modernen Maler lernten. Man kann sagen: wie Töpffer mit seiner Weltanschauung sich aus der engen Komik des besonderen Einzelnarrenthums befreit und aus der Komik hinaus zu einem großen Humor kommt, so befreit er seine Kunst aus der Situationsfatire und entdeckt in seiner geistreichen Technik das Mittel, das ihn über den Witz erhebt. Wie dort zur Höhe einer Weltanschauung, kommt er hier zu Schönheit und reiner Kunst.

Als drittes Mittel bietet sich dem Künstler das Wort: und auch das formt er meisterlich. Sein Text ist lapidar und berichtet nur Thatfächliches. Aber die Art, wie er berichtet, zeigt wieder souveraine Ueberlegenheit über das bloß Stoffliche. Die Worte, mit denen Töpffer seine Bilder kommentirt (er läßt nicht seine Geschöpfe reden, sondern glossirt witzig ihre Erlebnisse und entfernt sich damit von ihnen), sind in einer Art Depeschentil gehalten und geben kaum mehr als einen Steckbrief der Personen und Dinge.

Eckermann und Soret berichten, daß sie in den Jahren 1831 und 1832 mit Goethe Zeichnungsammlungen durchblättert haben, von deren Vortrefflichkeit und Eigenart Goethe ganz frappirt gewesen sei. Als Eckermann einwendet, Das „sei noch keineswegs das Beste von Töpffer, er habe noch ganz andere Dinge zu senden“, erwidert Goethe: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt! Was sollte es denn noch besser sein! Und was hätte es zu sagen, wenn es auch wirklich etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgiltig, ob eins seiner Werke vollkommener gerathen ist als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters, den ganzen Umfang seines Talents und seiner Mittel.“

Diese Ermunterung (bis dahin waren die Zeichnungen nur den nächsten Freunden bekannt) trieb Töpffer zu dem Entschluß, die Bilder-Romane zu vervielfältigen. Autographisch übertrug er sie unmittelbar auf den Stein. Diese von Töpffer selbst autographirten Exemplare waren schnell vergriffen; sie sind als Originale zu bezeichnen. Nun giebt es aber Neudrucke. Ein Nachdruck erschien in Paris 1839 (von Aubert). Töpffers Sohn François zeichnete 1860 die Originale nach und veranlaßte eine neue Ausgabe. In Genf war 1846 (mit Töpffers Erlaubniß) eine Ausgabe mit französischem und deutschem Text herausgekommen; die Zeichnungen machte Bode nach den Originalen.

Eine neue Zeit scheint für die Würdigung dieses Künstlers insofern gekommen zu sein, als erst die Gegenwart die künstlerische Satire wieder zu reicher Entwicklung gebracht und uns zugleich aber auch gelehrt hat, die Feinheiten der Zeichnung, die Leichtigkeit der Linie, die Behandlung von Luft und Licht richtig zu schätzen, während man sie früher als inkorrekte Subtilität belächelte. Wie ein Wunder wirkt die Thatfache, daß Töpffer diese Gaben und Künste nicht dem Geschmack und Programm seiner Zeit opferte. Vielleicht rettete ihn vor solchem Opfer nur seine Krankheit, ein Augenübel, das er als die Tragik seines Lebens betrachtete, da es ihn hinderte, Maler zu werden. Auch Wilhelm Bujak

kam ja aus dem Verzicht auf die große Kunst, die ihn vielleicht zu einem Durchschnittstalent gereift hätte, zu den unscheinbaren, dem Tag und der Unterhaltung dienenden Zeichnungen, die ihm dann schnell den Weltruhm bescherten.

Großlichterfelde.

Ernst Schur.



Die Baupolizei der Zukunft.

En den Vororten der Großstädte ist bei den Terrainspekulanten die Baupolizei verhaßt. Natürlich: sie verhindert ja die „vollständige“ Ausnutzung des Terrains, da sie den Bau der vierstöckigen Miethkaserne verbietet. Wer nicht Terrainspekulant ist, freut sich natürlich sehr über die weise Baupolizei, die alle Bauunternehmer zwingt, etwas mehr „künstlerisch“ vorzugehen. Aber die Baupolizei könnte wahrhaftig mit ein paar weiteren Machtsprüchen noch mehr für die künstlerischen Interessen der Architektur erreichen. Die Baupolizei könnte die Bauunternehmer zwingen, auch die große vierstöckige Miethkaserne künstlerisch auszugestalten.

Was stört uns eigentlich an der Miethkaserne? Doch nur das Uniforme. Was wirkt aber am vierstöckigen Miethhaus in erster Linie uniform und eintönig? Doch nur die übliche Fensterordnung.

Dagegen hätte die Baupolizei zunächst Front zu machen. Das Verdienst, hier beispielartig vorgegangen zu sein, gebührt Alfred Messel, der in dem bekannten Wertheimbau in der Leipziger Straße gezeigt hat, wie man selbst die Fenster eines Waarenhauses, das doch sehr viele Fenster braucht, so anbringen kann, daß sie apart wirken; er wählte Säulenarrangements, die von unten bis zum Dach hinauf die ganze Front gliederten, so daß die Fenster zwischen den Säulen gar nicht mehr unangenehm auffallen können. Di: Säulenwirkung war stärker als die Fenster. Die Darmstädter haben im freistehenden Willenbau durch neuartige Anordnung der Fenster auch sehr gute Wirkungen erzielt und man muß bedauern, daß sie so wenige Nachahmer fanden.

Nun sollte man doch annehmen, daß ein Wandel in dieser Fensterfrage möglich ist. Die Baupolizei wird überall von architektonisch gebildeten „Bauräthen“ geleitet. Das Fensterproblem ist einfach. Man brauchte nur vorzuschreiben, daß Fenster mit dem usuellen Fensterkreuz nicht mehr angebracht werden dürfen. Die Zimmer- und Maurermeister würden nicht opponiren. Im Gegentheil: sie würden das Verbot freudig begrüßen und in jeder Front die Fenster immer wieder

anders gestalten. Es ist doch gar nicht nöthig, daß ein großes Wohnzimmer symmetrisch angebrachte Fenster hat; in allen Villenbauten vermeidet man heute schon das Symmetrische so viel wie möglich. Und nun kommt hinzu, daß jedes nach der Straße hinaus liegende Zimmer gar nicht immer zum Hinausblicken geeignet zu sein braucht; das Fenster kann da manchmal oben, dicht unter der Zimmerdecke, liegen. In solchem Zimmer wirkt Alles wie in einem Atelier und man hat die Empfindung, ganz von der Umwelt abgeschlossen zu sein. Die Lichtfülle ist auch so völlig genügend, selbst wenn die Fenster farbige Scheiben haben.

Das kleine Baupolizeiverbot würde also angenehm revolutionärend wirken. Ist es denn gar nicht durchzusehen?

Das Fensterkreuz paßt nicht mehr in unsere Zeit. Es ist ein Stüd aus dem Mittelalter. Man setzte ein Kreuz ins Fenster, um dem Teufel den Eintritt ins Haus zu verwehren. Man dachte sich den Teufel natürlich fliegend als Aviatiker und glaubte, daß er ganz leicht durch jedes Fenster in das Haus eintreten könnte. Nun möchte ich sämtliche Architekten, Bauräthe, Baumeister, Zimmer-, Maurer- und Glasermeister ganz ergebenst fragen, ob sie aus Furcht vor dem Teufel bei dem Kreuz im Fenster bleiben wollen. Ich glaube: sie werden mir mit höllischem Gelächter erwidern, daß ihnen der Teufel heutzutage nicht mehr sehr einflußreich vorkommt; sie werden erklären, daß sie vor einem Kredit gebenden Bankdirektor viel, viel mehr Respekt haben als vor dem alten Teufel aus dem sehr finsternen Mittelalter.

Alle Bauunternehmer werden das Fensterkreuzverbot froh begrüßen: denn dadurch wird ja jedem Neubau mit den billigsten Mitteln ein ganz apartes Mietheranziehungsmaterial geschafft.

Man könnte fast denken, die neue Fensterordnung könne auch ohne Polizeiverbot kommen. Aber da unterschätzt man wohl die fabrikkartig herstellenden Baufirmen, die, jahraus, jahrein, immer die selben Fensterrahmen liefern und sehr billig arbeiten können, weil sie die maschinellen Vorrichtungen besitzen. Freuen würde ich mich, wenn der Einfluß dieser Rahmenfabriken nicht so groß wäre, wie ich befürchte. Ist ers aber, so kann nur die Macht der Baupolizei die erwünschte Hilfe bringen. Die Baupolizei ist doch eine sehr sympathische Einrichtung und nur bei den Terrainpekulanten der Vororte ein Wenig verhaßt.

Da wäre das Eine, was ich von der Zukunft der Baupolizei sehr lieblich erhoffe. Das Zweite scheint mir selbst allerdings sehr kühn; aber ich kann den künstlerischen Werth meiner kühnen Idee nicht für etwas Nebensächliches halten. Ich meine, die Baupolizei sollte einfach verbieten, daß jedes Stockwerk den selben Flächenraum einnimmt wie das eine Etage tiefer befindliche.

Eine etwas verschämte Sache! Aber ich denke dabei nicht an den Baurath Schmitz. Ich stelle mir die Miethkaferne der Zukunft einfach als Terrassenbau vor. Dann würde natürlich die „vollständige“ Ausnützung des Terrains nicht mehr möglich sein. Aber in vielen Vororten hat ja die Baupolizei die Macht, die „vollständige“ Ausnützung

des Terrains zu verhindern. Bei der vierstöckigen Miethkaserne kann sie diese Macht auch beweisen.

Wenn die Etagen terrassenförmig auf allen Eiten des Hauses in die Höhe streben, so fällt auch ohne Umstände die zusammenhängende Straßenfront fort. Ich glaube, daß auch dieses Baupolizeigebot von den Bauunternehmern freudig begrüßt würde; denn dadurch wird eine Miethkaserne einfach ein Terrassenpalast. Zu jeder Wohnung gehört dann eine breite, prächtige Terrasse. Und ich glaube, daß die Miether rasch höhere Preise für solche Wohnungen mit Terrasse zahlen werden, so daß sich Bauunternehmer und Terrainbesitzer nicht zu beklagen hätten. Die Terrassenanlage gestattet auch die Einführung von Oberlicht in sehr viele Zimmer.

Leider muß ich gestehen, daß ich in dieser Terrassenangelegenheit nicht so recht an die Bauherren glaube. Die werden sagen: Sicher ist sicher! Experimentiren wir lieber nicht mit diesen Terrassen! Wenn die Herren so sagen, kann auch hier nur ein Machtgebote der Baupolizei die erwünschte Hilfe bringen.

Und ich glaube an die Zukunft der Baupolizei. Ich glaube daran und freue mich schon auf die neuen baupolizeilichen Bekanntmachungen. Dann werden die Großstädte nicht mehr so idiotisch wie Spielzeuglastenprodukte wirken. Heute ist der Anblick einer modernen Großstadt für jeden architektonisch gebildeten Menschen eine schwere, gesundheitswidrige Gemüthsfränkung und Nervenpein. Dieses Uniforme! Das Uniforme wirkt in der Kunst immer wie ein tödtliches Gift. Weil ich an die Zukunft der Baupolizei glaube, möchte ich auch gleich ein drittes Polizeigebote sehr energisch empfehlen; es wird dem Gesundheitsapostel eben so gefallen wie dem Gärtnereibesitzer.

Ich möchte, die Polizei könnte befehlen, daß auf jedem Dach eines Miethhauses ein kleiner Blumengarten anzulegen ist. Dieser Blumengarten könnte ja nicht sehr groß sein, weil das oberste Stockwerk eines künftigen Miethhauses, der vielen unteren Terrassen wegen, nur einen ganz kleinen Flächenraum haben wird. Wenn dieses Dritte aber auch noch bewilligt wird (ich bin optimistisch genug, auch Das zu erhoffen), so hätten wir die hängenden Gärten der Semiramis in jeder Zukunftsgroßstadt. Und die ganze Sache würde beinahe einen assyrisch-babylonischen Eindruck machen. Terrassen hats in Babylon und Ninive ganz sicher gegeben. Das ist nicht zu bestreiten. Wers aber bestreiten will, mag Das ruhig thun: ich werde nichts dazu sagen. Eins nur muß jeder Unbefangene zugeben: die Luftschiffer werden sich am Meisten über die hängenden Gärten freuen. Und daher wird der Zukunftsgroßstadtbewohner auf seinem Dachgarten im Sonnen- und im Mondenschein sehr oft Aeroplane und Luftschiffe, besonders oft lenkbare, über sich sehen. Der Blick nach oben wird sehr modern werden.

Friedenau.

Paul Scheerbart.

Der Tod Vincents van Gogh.

Er war früh wach und müde von der Nacht. Diese furchtbare Angst, die ihm den Schlaf mordete! „Ich möchte nur ruhig athmen können“, dachte er. Da rief ihn die Sonne, die den glazierten Thonkrug auf dem Geschirrgestell überfallen hatte.

Er nahm Leinwand und Malzeug, schritt durch die Vorstube, wo das Hausgefinde frühstückte, und grüßte freundlich. Er hatte die Menschen gern, namentlich die arbeitssamen und der Menge fern. Die das Schicksal ein Wenig zerzaust hatte und die des Künstlers Einsamkeit nicht störten. Zu Mittag, gegen Drei, wollte er wieder heimkommen und die Leinwand wechself.

Er ging durchs schläfrige Dorf, sah nach den hochgethürmten Dächern und nach den Rosen, die vor den Fenstern hingen. Vor einem Garten blieb er stehen und trat an den Zaun. „Reiseba, Geranien und violfarbige Portulaken“, dachte er; „wo wars nur? Geranien wie Feuer? Ach, wohl Groot Zundert.“ Er verweilte. Daß ihm gerade heute die heimathlichen Blumen von Brabant in den Sinn kamen! Und dann wieder die Blumen (Klematis und Rosen waren es gewesen, Das wußte er sicher, Blumen vergaß er nie), die irgendwo über ein graues Haus wuchsen. Aber im Haus (er lachte kurz auf und wandte sich zum Gehen) die dürrn, blöden Jungen von Kamsgate, die ihn für den französischen Sprachlehrer hielten und an Sonntagen für den Aufpasser, wenn sie „Häschen-rüber“ spielten und ihre Frackschöhe im Wind flogen.

„Violfarbige Portulaken und feuerrothe Geranien“, dachte er wieder. Er schüttelte sich. Er wollte sie nicht mehr, die Blumen, die hinter Zäunen gehegt werden, und auch die anderen nicht, die über graue Häuser wachsen und Ergöhliches zudecken. Ihn verlangte nach den Blumen, die auf Feldern wuchern, nach seidenen Farben, von Sonne satt und tief gebräunt.

Da grüßte ihn einer der Landleute, die den Gast seltsam, aber liebenswürdig fanden. Er sah auf. Das Feld war nah; in der Ferne die runden, normännischen Thürme und seitab das Kastell. Des Weges kamen grobe Ackerknechte und leere Fruchtwagen. Er schaute nach einem verwitterten Kerl, der die Pserde trieb. Wie er schwer einherstampfte und zugriff: der reine borain, dachte der Betrachter. „Dieses Borinage ist ein Teufelsland. Wie müde und häßlich es sein Volk macht! Und dann der Typpus, der über sie herfiel und ihnen den Rest gab. Es war kein Leben mehr in ihnen; aber sie kamen doch den letzten Abend in der Badstube zum Abschied. Der Badofen, die ruhigen Balcken an der Decke, die blakende Oellampe über den schwarzen, zerstörten Gestalten . . . Armes, treues Blut!“

Er wehrte ab. Von Treue wollte er nichts wissen. Hatte er sie damals nicht gut aufgenommen? Fremd und matt war sie zu ihm gekommen und in der Dämmerung hatte sie ihr alltägliches Leid erzählt:

vom Fallen ohne Schuld, von ihren sieben Kindern, die keine Medizin haben, und von der eigenen trüben Einsamkeit. Und zuletzt hatte sie vor ihm gekniet, das verweinte Gesicht wild verhangen von dem gelösten Haar, und die angeborene Nahrung war über ihn gekommen. Der Gnade dieser Stunde dankte er ein Bild: „Misère.“ Freilich: sie war ja schuldlos an dem Ende. Er war wieder einmal ganz heruntergekommen und mußte fort. Aber sie hatte es doch über sich gebracht und sich nicht gewehrt, von ihm zu gehen. Und wohin?

Vie de Bohême!

Und während er ins Feld schritt, entsann er sich, daß er wohl seitdem seine Liebe von den Menschen auf die Blumen übertragen hatte.

Da war er auch schon an seinem Ort. Er stellte die Leinwand zurecht und sah ins Land. Ringsum leichte Hügel, dicht vor ihm ein paar Bäume, die einen Busch bilden, und das breite Wasser der Saône, die heute von der weiten Julisonne blank ist. Er war grenzenlos müde. Doch schüttelte er die Schwere ab, fuhr hart über die Augen und blickte auf die frei wuchernden Blumen zu seinen Füßen. Eine Blutwelle drang in die sahlen Wangen und er fühlte, wie das Fieber ihn übersiel. „Das wiederbilden dürfen!“ dachte er, „dieses zarte, bebende Leben, diese schüchternen Geschöpfe, ihre strahlenden Seelen!“ Er rückte sich nach einer rosafarbigem Schwanenblume, streifte die Gräser behutsam zurück und hielt ihren Kelch wie ein feines Glas zwischen den Fingern. Er erinnerte sich an das Lächeln eines Kindes, dem er eine Frucht gereicht hatte, damit es ruhig halte, während die Mutter Modell sah. Er schenkte sich nach den Blumen, nach einem innigen, wunschlosen Verweben mit ihrer Heiterkeit. Er war so müde, daß er den Malkstod sinken ließ und sich ins Gras setzte. Da spürte er den Geruch der Erde und fühlte sich seltsam erfrischt.

Wie er jetzt aussah über das flachgewellte Land, vermochte er nur die zarte Welle ineinanderfließender Farben wahrzunehmen, die wie ein Duft von edlem Gestein über den Blumen schwebte und sich von den niedertauchenden Sonnenebeln küssen ließ. Er schloß die Augen und athmete, sanft, berauscht, den Segen der Blüthe. Wie die Liebesorgung von weichen Mädchenarmen empfand er es und dachte, daß wohl die Blumen ihn weltfremd und fraulich gemacht und die Wünsche seiner Seele so zart gestimmt hatten.

Und er erinnerte sich an den achtzigjährigen Hirten mit dem Patriarchenschädel, den man eines Tages in die Nachbarstube des arleisichen Irenhauses brachte. Der hatte ein Leben geführt! Bei freundlichen Thieren, von ihrer Milch und ein paar raren Dörrkrüchten gejättigt; und auch nachts, mit einer Thierhaut bedeckt, unter dem großen Himmel des Südens. Wie die Jahreszeiten waren seine Tage sacht ineinandergefloßen; kein anderes Erlebnis als die Wunder der Sonne und der Dämmerung, die Sterne heraufführt, kein Ereignen als der stille Wandel der Natur. Und auch in den kurzen Stunden, da der Arzt das Herz noch wecken konnte, daß der Frühfrost schwer verwundet hatte,

kein Wunsch und keine Angst. Nur dankbar für das ungewohnte Bett und die freundlichen Hände. Er starb gern und nahm es mit einer seltsamen Demuth, wie einen Willen der Natur. Er erinnerte sich seiner genau; wußte auch, daß er den erzbäterlichen Kopf in ein Bild gebracht habe. „Wer die Ruhe hätte, so zu leben,“ dachte er, „im Athem des Alts und ohne Wunsch als den, seinen verhaltenen Herzschlag zu theilen. Nicht bilden!“

Er sprang auf. Die Angst fiel wieder über ihn her. „Der Bruder! Ich bins ihm schuldig; er opfert sein halbes Leben und hängt sein Vertrauen an das unverkäufliche Zeug.“ Er griff nach dem Malstod und hieb ein paar breite Striche auf das Tuch. Seltsam fügten sich die Farben zu einander; von Blut und Dämmern kostbaren Profates war ein Glanz darüber. Kein Blumenfeld, aber sein keuscher, rauschender Duft, ohne anderen Sinn als den der Schönheit.

Und für einen Augenblick verließ ihn die Angst; er stand tief athmend und aufrecht; von einem großen Muth beglückt, zum ersten Mal ohne den Drang, zu schaffen, blickte er auf. Mit halbem Lächeln, wie Einer, bei dem ein heimlicher Frohsinn eingekehrt ist, legte er das Malzeug weg und grüßte mit hellerem Auge die purpurne Pracht zu seinen Füßen.

Ein Wort fiel ihm ein, das er (es war nicht lange her) an des Vaters Totenbett gesagt hatte. „Sterben ist schön; aber leben ist viel schöner.“

Dann schoß er sich in die Brust.

Im Sinken sah er noch die Sonne und, als er niederfiel, tausend Sonnenblumen, die er vor allen liebte. „Sie warten schon“, dachte er; dann, als ihn die Gräser berührten, wie herrlich es sei, in Blumen zu sterben.

Um Drei kamen die Hausleute, nach ihm zu sehen. Sie wußten, daß er die Mittagsstunde sonst niemals verjäumte, um ihnen nicht unbequem zu werden. Sie fanden ihn bewußtlos, trugen ihn heim und legten ihn aufs Bett. Der Arzt kam, konnte nicht mehr helfen und telegraphirte dem Bruder nach Paris.

Später erwachte der Verwundete. „Ich hatte einen toten Baum beim Küster in Brabant,“ dachte er, „und alle leeren Vogelnester trug ich in seine dünnen Zweige. Ob die Vögel nun ein Haus haben oder ob sie alle schon gestorben sind?“ Und dann wieder: „La Berceuse! Wie war nur die Legende? Du singst den Schiffern, wenn der Sturm sie umheult und sie an weißen Klippen untergehen, die Wiegenlieder ihrer Mütter. Sing mirs! Ich bin ja auch ein Kind der Provence, wo die Blumen, die purpurnen und (der Bruder trat ans Bett) die anderen, die Sonnenblumen...“

Theodor sprach zu ihm, vom Genesen, von einem neuen Leben ohne Angst.

„Die Trauer läßt mich nie wieder los“, sagte Vincent müde. Dannkehrte er das Antlitz der Wand zu. „Purpurne und blaue, wie

Saphir," dachte er, „und Sonnenblumen, strahlende, hunderttausend . . . Sonne! . . .“

Er verlor die Besinnung und starb.

In der Kammer, die er als Atelier benutzt hatte, inmitten von vollendetem und halbfertigem Malwerk, stand die Kiste, die seinen Körper barg. Ein Schatz von Blumen war darüber gehäuft; obenauf lagen Sonnenblumen.

In einem angegebten Brief, den der Bruder am fünften August 1890 geschrieben hat, steht: „Sagen, es sei gut, daß er ruht: ich wage es nicht. Vielleicht finde ich darin gar eine der harten Grausamkeiten des Lebens und in ihm selbst einen der Märtyrer, die mit einem Lächeln um den Mund sterben. Er verlangte nicht, am Leben zu bleiben, und war so ruhigen Geistes, weil er stets für eine an den Edelsten und Besten erprobte Ueberzeugung gestritten hatte. Noch in dem letzten Brief, den ich, wenige Stunden vor seinem Tod, von ihm empfang, sagt er: ‚Ich versuche, es eben so gut zu machen wie die Maler, die ich sehr geliebt und bewundert habe.‘ Er war ein großer Künstler, also auch ein großer Mensch. Einst wird Das wohl erkannt werden und Mancher wird trauern, weil Vincent so früh fortgegangen ist. Er selbst verlangte, zu sterben. Die Menschen in dem schönen Dorf hielten viel auf ihn und von allen Seiten hörte man, daß er liebenswerth gefunden wurde; eine große Schaar geleitete ihn auf den letzten Weg. Ich plane eine Ausstellung seiner Werke in Paris. Am Liebsten möchte ich Alles zeigen, was er geschaffen hat; man muß viel von seiner Hand beisammen sehen: dann begreift man es besser. Er wird nicht vergessen werden.“

Haag.

Mar G i s l e r.



Heilpädagogien.

Für den hier neulich vom Professor Gurlitt verfochtenen Gedanken, Heilpädagogien zu schaffen, „wo es zuerst und vor Allem darauf abgesehen ist, die Kinder gesund und tüchtig zu machen, und wo neben dem erfahrenen Jugendbildner ein erprobter Nervenarzt waltet“, trete ich seit Jahren in der Literatur ein. (1903: „Schulen für nervenkrankte Kinder“; 1909: „Arztlich-pädagogische Vorschulen“.) Oft habe ich darüber öffentlich gesprochen, oft privaten Rath ertheilt und den Gedanken auch in die Praxis umzusetzen versucht. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß es mir ging wie Jedem, der Neues zu bringen wagt. Schweigen, das töten soll, dann laute Anfeindung und schließlich Anerkennung des Geforderten, das nun gar nicht mehr neu sein soll: so wars immer und scheint's bleiben zu wollen. Seit der Gedanke an Heilpädagogien, wo Arzt und Lehrer im Interesse der „Schwächeren“ (nicht

(schwach Begabten) zusammenarbeiten, sich unter den Fachmännern durchgesetzt hat, ist es Pflicht, rückhaltlos zu den Eltern solcher „schwächeren“ Kinder zu sprechen. Der Kinder, die bald die Lust und die Fähigkeit zum Lernen verlieren. Denen der Aufenthalt in der Schule zur Qual wird, weil sie dem Unterricht nicht folgen können. Die zerstreut, zerfahren, unaufmerksam, faul, im Haus schwer erziehbar, gereizt, widersehrlich, eigensinnig oder gleichgiltig, in ihren Bewegungen hastig und fahrig, unruhig und zappelig sind. Die blutleer aussehen und wenig Appetit haben. All diesen „schlechten Schülern“ und „unartigen Kindern“ ist gemeinsam, daß sie rasch ermüden. „Die selbe Forderung an jeden Schüler“: Das ist Schulgrundsatz; muß es im Allgemeinen auch sein. Im Haus fehlt es auch oft an behutsamer Rücksicht auf das schwache Kind, das dann leicht einer Dauerermüdung verfällt. Endlich werden die Krankheitssymptome so sichtbar, daß der Arzt um Rath gefragt wird. Meist zu spät. In Sanatorien ist die geistige und körperliche Hygiene für solche Kinder nicht zu finden; auch der Landpastor, der aus der Noth helfen soll, kann ihnen nicht bieten, was sie brauchen. So welken junge Menschenleben, die unter anderen Verhältnissen zu schöner Blüthe gedeihen konnten.

Die Ermüdung wirkt immer zersehend; im ersten Stadium aber so, daß die durch sie erzeugte gesteigerte Erregbarkeit der Nervencentren den Ermüdeten zu beleben scheint, die Phantasie anregt, aus der großen Summe von Komplexen geistiger Gebilde sich rasch da und dort Einzeltheile hervorholt, diese zu neuen Kombinationen zusammenstellt und so eine größere geistige Regsamkeit ergiebt. Greift diese Zersehung (Dissoziation der Vorstellungen und Gefühle) zu weit um sich, dann ist die kombinatorische Zusammenfügung (Assoziation), die darauf folgen müßte, fast oder ganz unmöglich geworden. Der höchste Grad solcher Störung kommt der Psychose nah. Was die Ermüdung aus dem Menschen macht, wie sie ihn sich selbst untreu werden läßt, seine ethischen und ästhetischen Werthurtheile verkehrt und ihn Anderen verächtlich oder mitleidenswerth macht, habe ich in der „Nerzlich-pädagogischen Vorschule“ gezeigt. Die in langen Jahren gesammelte Erfahrung hat mich gelehrt, daß in Heilpädagogien durch individualisirende Erziehung und Körperpflege Gutes erreicht werden kann. Nach kurzem Aufenthalt in meinem Heilpädagogium ist manches Kind auf die Normal-schule zurückgeführt und da so schnell wie jedes andere vorwärts gekommen. Ein Massenbetrieb, der das Schema aufzwingt, kann freilich nichts Dauerndes leisten. Die Einzelbehandlung hat aber oft mit überraschender Schnelligkeit wohlthätige Wirkung gebracht. Und deshalb ist den Eltern sehr ernsthaft zu rathen: Lernet eure schwachen Kinder früh verstehen, damit die mißverstandenen nicht selbst Euch eines Tages zu schreckender Erkenntniß führen!

Dresden.

Dr. Heinrich Stadelmann.



Gedichte in Prosa.*)

Aus der Schulzeit.

Ich erinnere mich an einen Tag aus meiner Schulzeit. Wir hatten im Klassenzimmer von den Sagen der alten Griechen gehört, von Perseus und Theseus, von Achill und Odysseus und Herakles, und wie ihre Namen alle lauten. Nun standen wir in der Zwischenstunde unten auf der Straße, in ein Gespräch vertieft, voll stiller Ehrfurcht und Bewunderung für die Helden der alten Welt.

Da kam ein Weib über den Weg gegangen, das die Frucht ihrer Mutterschaft unter der Schürze trug. Es mochte wohl die Frau eines Arbeiters sein; denn sie ging unbedeckt und trug einen Thonkrug am Arm. Sie sah bleich und elend aus und ein sich sträubendes Kind hatte sich hinter ihr an das Kleid geklammert. Als meine Kameraden sie erblickten, lachten sie und stießen einander in die Seite und spotteten laut über das arme Weib.

Ich sehe noch: wie sie roth wurde und, das Kind am Arm nehmend, sich mühsam über die Straße schleppte, um ihrem Mann das Essen zu bringen, bis auf die andere Seite des Weges, wo die Arbeiter das Pflaster aufgerissen hatten. Ich weiß noch, wie ich mirlachte; was sollte ich auch Anderes thun?

Jahre habe ich gebraucht, um begreifen zu lernen, daß jenes Weib eine tapferere Kriegerin war als alle Sagengestalten unserer Kindheit.

Heimkehr.

Ich hatte Jahre im Auslande verbracht, jenseits der Grenze. Jahre voll Freiheit, voll köstlicher, kettensoser und wegfremder Freiheit. Nun kehrte ich zurück an die Stätte meiner Jugend; ich wollte heim. Mich zog es nach dieser Scholle, der ich gefluht, da ich sie verließ, nach diesem Lande, das ich verachtet, weil es mir den Weg zu meinen Zielen gesperrt, mir Schranken entgegengestellt hatte. Ich lächelte über den Schwur, den ich einst im Ausbrausen der Stunde gethan, nie mehr diese Erde zu betreten. Ich wollte heim; es war ja das Land meiner Väter.

Ich kam zu Fuß. Der Weg führte mich über das Gebirge. Ich wußte: über diese Schluchten sollte die Grenze gehen; aber die wachsende Dunkelheit hüllte das Gebirge in Schleier. Da suchte ich nach einem Licht, nach dem Schein eines Hauses, nach irgendeinem Zeichen am Weg, das mich die alte Heimath wiedererkennen ließe. Endlich fand ich ein Schild, das an einen Baum geschlagen war; im scheidenden Licht entzifferte ich die Worte: „Verbotener Weg“.

Und ich lächelte in trüber Erkenntniß; nun wußte ich, daß ich wieder in Deutschland war.

*) Aus dem bunten Skizzenbuch „Gedichte in Prosa“, das Herr Armin Wegner bei Egon Fleißchel & Co. in Berlin erscheinen läßt.

Der Bahnwärter.

Das war Bahnwärter Jacobsen, der da ganz draußen zwischen den Feldern wohnte, wo das Gleis der Züge an den grauen Sandhügeln entlangläuft, ehe es seinen Weg theilt, um auf der einen Seite nach der Stadt hinunter zu eilen, während es auf der anderen in langen Windungen immer weiter in die Berge hinaufflimmt.

Gerade dort, wo die Schiene sich theilt, lag das Wärterhäuschen, mit seinem hohen, schwarzen Holzbach, das ihm wie eine Mütze schief im Nacken saß. Und ein paar Schritte weiter, in einem spärlichen Laubwald, stand die Hütte, die Bahnwärter Jacobsen als Wohnung diente, einsam und abseits vom Dorf gelegen. Er selbst aber war nicht anders in der Umgegend bekannt als unter der Nummer seines Wärterhauses, die mit großen, schwarzen Ziffern auf die rothen Ziegel gemalt war. Was war er auch Anderes als eine Zahl? Eine Maschine, die für ein paar Stunden hinter den blinden Scheiben in ihrem lichtlosen Schuppen stand, in dem es nach Öl und Werg roch, und dann hinauseilte, die Barriere über den Weg zog, ein paar Laternen anzündete, den schweren Hebel der Weiche mit dem eisernen Gewicht herumzuschlug und, mit der rothen Signalfahne, vor den vorüberfahrenden Zügen stramm stand, wie ein Soldat vor seinem Feldherrn.

Und doch wohnte ein ganzes, schmerzliches Erleben mit seinem bitteren Erkennen und Verzichten hinter diesem wetherbraunen Gesicht, das in dem gelben Schein der vorüberhuschenden Wagenlichter stets so hart und unbeweglich schien. Er war nicht immer allein dort draußen gewesen, hatte nicht immer einsam sein abgeschlossenes Dasein hinter diesen stillen Wänden geführt, die nun kein anderes Leben mehr kannten als den Duft von ein paar bunten Bohnen an den Fenstern und die erschrockene Stimme eines kleinen Kanarienvogels. An die Zeit freilich, da sein Weib noch lebte, mochte kaum Einer sich im Dorf erinnern (schien es ihm selbst doch wie ein Traumhaftes, so ungewiß in seiner Vergangenheit, als wenn es nur ein mit Freude und Trauer gemischtes Spiel seiner Gedanken wäre); aber das Kind, das sie ihm schenkte, hatten Alle gekannt, die drüben im Dorf wohnten, diesen blassen, blauäugigen Knaben, den er mit so viel Angst und Sorge heranwachsen sah. Weshalb muß das Leben so grausam sein?

Er konnte jenen Abend nicht mehr vergessen: noch immer sah er seinen Knaben den schmalen Weg entlanglaufen, der, ein paar Schritte von den Schienen entfernt, das Gleis durch die graue Ebene begleitet, sah, wie ihm der Hut in den Nacken rutschte, wie seine Bluse flatterte und ihm die blonden Haare in die erhitzte Kindesstirn hingen, während er, mit seinem Reifen spielend, an ihm vorbeigeekelt kam. „Lauf nicht zu weit, Hans!“: so hatte er im Zwielicht zu ihm hinüber gerufen, während er die Weiche stellte. „Nein, Vater!“ erwiderte der Knabe athemlos und rannte weiter.

Dann war es gekommen: er stand vor der Barriere, die Signalfahne in der Hand, durch die graue Dämmerung brauste der Zug heran,

die Schiene erdröhnte unter ihm, seine Lichter glühten und seine schwarzen Wagen hoben sich scharf gegen den schwärzblauen Abendhimmel. Da sah er auf einmal, als die letzten Wagen noch an ihm vorüberrollten, wie sein Kind dem entgleitenden Reifen auf die Schienen nachlief; er rief den Namen des Knaben, so laut, daß er fast das Brausen des Zuges übertönte. . . . Aber da war es schon geschehen.

Weshalb hatte das Leben so grausam sein müssen? Weshalb? Noch Tage lang glaubte er, das Blut zu erkennen, das einen dunklen Fleck auf den Schienen hinterlassen hatte; bis es der Regen auslöschte. Seit jener Stunde aber erfüllte ihn stets eine unruhige Erwartung, sobald der Abendzug heranbrauste. Im Frühling kam er immer, wenn die Dämmerung gerade hereinbrach, wenn die Arbeiter auf den Feldern schon heimgegangen waren, wenn er die Laternen an den Weichen schon entzündet hatte und ihre bunten Lichter matt durch die Dämmerung leuchteten; im Sommer war es oft noch hell, im Herbst und im Winter aber lag schon Finsterniß über der Strecke. Er sah den Zug von fern herantommen, erblickte den sprühenden Schweiß aus dem Schlund der Maschine, die Funken, die in die kalte Abendluft emporwirbelten und langsam verlöschten. Dann begann der Boden, zu zittern und zu dröhnen, und der breite Schein der Lichter fiel über die Schienen, die weit, weit erglänzten, wie eine weiße Straße. Und dann schauten sie ihm einen Augenblick gerade in das Gesicht, diese feurigen, rothunterlaufenen Augen, die vorn aus dem schwarzen Rumpf der Maschine heraustraten. . . . Das war der rassende Tod, der vorüberjagte, unter dessen dröhnenden Gliedern der Boden zu stöhnen begann, dessen heiß gelaufene Räder sein Kind gemordet hatten. Er fing an, diese Augen zu hassen, als wohne ein Lebendiges, eine wissende Seele in dieser breiten, eisernen Brust die sich dahinter aufthürmte, schwarz und unheimlich. Er fühlte, wie sein Blut zitterte, während die Wagen an ihm vorüberrollten, aus deren Fenstern das Licht in Streifen über den Weg fiel und an deren Scheiben sich ab und zu ein menschliches Antlitz neigte, um hinauszusehen. Dann war es vorbei, und während Bahnwärter Jacobsen langsam und ein Wenig gebeugt heimging in seine Wärterhütte, kam die Nacht mit ihrer tiefen Stille und Einsamkeit.

Allmählich aber wuchs ein Wunsch nach Rache in ihm auf. Die unruhige Erwartung, die ihn stets erfüllt hatte, ehe der Abendzug heranbrauste, wurde zu einer peinigenden Qual. Oft, wenn die Maschine an ihm vorbeigerollt kam, dröhnend, als wolle sie aus den Schienen springen, war ihm, als müsse er sich voll Haß auf diese grinsenden Augen stürzen, und von Angst erfüllt, klammerte er sich an die Barriere. „Mörder,“ stammelte er, „Mörder . . .“, während der geifernde Athem der Maschine ihm um das Haupt flog.

Dann, im Traum, kam es wieder: leuchtend sah er das Ungethüm heranstürmen, hörte das Brodeln des Dampfes in der finsternen Lunge, rittlings sah er auf dem Rumpf der Maschine, ihr die eisernen Rippen aus dem schwarzen Leib zerrend. „Mein Kind,“ rief er tonlos, „Du

haß mein Kind getödet!" Und er erwachte und fand sich in Schweiß gebadet, allein in seinem engen Haus, an dessen dürren Wänden nur das Dunkel wie ein heimlicher Dieb entklangschlich.

So verging wieder ein Jahr, spurlos wie der Sand am Bahndamm, der zwischen dem Kies der Schienen in die Felber herabrieselte; und die Luft des Frühlings zog durch die Acker, lind und warm. . .

Und eines Abends wartete er wieder in der Dämmerung auf den Zug. Am Nachmittag waren Güterwagen gekommen und auf das verlassene Seitengleis gebracht worden, das nach den großen Feldscheunen hinüberführte, die für die Rübenernte dienten und wo das Stroh aufgespeichert lag; seitdem lief die Weiche auf das tote Gleis hinaus. Bahnwärter Jacobsen zündete seine Lichter an, das rothe Licht an der Schranke und das grüne am Signal und die weiße Laterne an der Weiche; aber er ging nicht, um ihren schweren Hebel herumzudrehen. Dreimal hatte er sich auf den Weg gemacht; aber immer wieder kehrte er um. Nein, er ging nicht. Er zog die Barriere vor, lange, lange, ehe es Zeit war; aber die Bauern und Ackernechte waren ja doch schon von den Feldern heimgekehrt und Wagen kamen selten vorüber. Dann stützte er die Ellbogen auf den Balken der Barriere und blickte den schmalen Pfad hinauf, der an den Schienen entlanglief, und sah, wie das Gras an seinen Rändern wieder neu zu keimen begann. Wie oft war er diesen Weg mit seinem Knaben gegangen, all die Jahre hindurch, seit sein Weib drüben hinter der Kirchhofsmauer ruhte! Einsam fühlte er sich, bitter einsam.

Und er wartete auf den Zug und die Dämmerung, die leise hereinbrach. Von fern kam der Ton einer Glocke, weit aus der Stadt drang es herüber: Das war das Abendbläuten; und langsam, kaum merkbar, verblaßte der Himmel und ganz zuletzt erlosch auch die weiße Wolke, die so lange leuchtend durch den tiefen Abendhimmel gewandert war. Ein paar Sterne blinzelten, matt, als wenn sie verschlafen wären, die Eisendrähne am Damm summten ihr ewiges, schwermüthiges Lied und ein kalter Wind flüsterte in den Gräsern, so daß Bahnwärter Jacobsen sich fröstelnd in seine Jacke hüllte. Dann tönte die Signalglocke, kurz und hart wie Keue; und da sah er auch schon die feurige Garbe aus dem Herd der Maschine hinter den Hügeln auftauchen und vernahm das Dröhnen der eisernen Schwelle und sah den weißen Glanz über den Schienen und dann die feurigen Augen, die roth, wie blutunterlaufen, auf ihn blickten und die den Haß in seiner Seele entbrannt hatten. Dann jagte der Zug heran, brausend wie der Nachtwind; schneller als sonst, schien es ihm. Er aber preßte die Signalfahne an die Brust und setzte die Füße fest gegen einander. So sah ihn der Führer des Zuges, der im Vorbeifahren hinüberblickte, und so blieb er stehen, unbeweglich, ohne zu zucken, als die hellen Wagenlichter ihm über das Gesicht liefen, mit hartem verbittertem Antlitz, ein einsamer Krieger auf seinem Wachtposten, — bis der Zug in das tote Gleis jagte und das furchtbare Getöse herüberdrang. *Armin Wegner.*

Prinzipienreiter.

Practica est multiplex, auf Deutsch: Kluge Geschäftsleute reiten nicht auf Prinzipien herum. Als wir die Interpellation über die ausländischen Anleihen hinter uns hatten, ließ die Regierung der Französischen Republik, deren steifnackiger Nationalstolz gegen fremde Bettler so überlaut gerühmt worden war, erklären, sie habe gegen die Aufnahme einer Türkenanleihe in Paris nichts mehr einzuwenden. Türke und Franzmann sanken einander gerührt in die Arme. Wir werden sehen, ob die Gegenleistung der Türken groß genug ist oder ob das verletzte Prinzip nach Deutschland flüchten muß. Da findet es stets ein Asyl. Denn da sind immer Leute zu finden, die sich ungemein vornehm dünken, wenn sie, wie weiland der Reußenheirich anno 1844, ein Prinzip als Steckenpferd aufzäumen und im engen Bezirk tummeln dürfen. Die besten Geschäftsleute sind freilich nicht. Aber sie halten sich meist für die besten Patrioten. Und werden sich schwer zu dem Zugeständniß entschließen, daß die Franzosen, um nicht herunterzupurzeln, von ihrem Prinzip abgestiegen sind; daß die Lobgefänge auf die stramme französische Geschäftspolitik also um mehrere Töne zu hoch gestimmt waren.

Das von den Franzosen verschmähte Türkengeschäft war im November 1910 mit der deutsch-österreichischen Gruppe abgeschlossen worden. Eine 4prozentige Anleihe von 7 Millionen Pfund, die bis zum fünfzehnten März 1912 abzunehmen ist. Bis dahin wurde ein Vorschuß auf Schahwechsel gegeben, die aus dem Erlös der Anleihe zurückzahlen sind. Dem Finanzkonsortium wurde ferner eine Option auf noch 4 Millionen Pfund überlassen. Das vom Finanzminister Dschavid Bei mit dem Crédit Mobilier vereinbarte Abkommen trat nicht in Kraft, weil die Regierung für die cote Bedingungen stellte, die den Stolz der Türkei verletzten. Den Wunsch, ein Spezialpfand zu stellen, hatte die Türkei erfüllt; die Zumuthung einer französischen Oberaufsicht über ihre Finanzverwaltung wies sie zurück. Frankreich wagte eine Machtprobe und rechnete dabei auf den chronischen Geldmangel des Osmanenreiches. Als dem britischen Sekundanten, Sir Ernest Cassel, der zur Vermittelung bereit war, von London aus abgewinkt wurde, hieß es in Paris: „Londres ne veut pas, Berlin ne peut pas“. Das Erste war richtig, das Zweite falsch. Berlin konnte. Jetzt fordern die Pariser keine Kontrolle mehr. „Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe.“ Ein ganz gewöhnlicher Anleihehandel, mit der üblichen Spezialbürgschaft. Fünf Millionen Pfund; zur Hälfte in diesem, zur Hälfte im nächsten Jahr. Das Geld soll zu Wegebauten verwendet werden. Die französische Regierung hat sich mit der Zulassung der Anleihe einverstanden erklärt, obwohl die Osmanenbank auch bei dem neuen Geschäft (nun zum dritten Mal) nicht mitwirkt. Die Gruppe der Banque Française pour le Commerce et l'Industrie, zu der auch der Crédit Mobilier gehört, bildet das Emission-Konsortium. Die Banque Otto-

man hat ihre Vormachtstellung verloren und muß paktiren, um zu retten, was noch zu retten ist. Ihr neuer Gouverneur, Botschafter Revoif, versucht, sie durch einen neuen Draht der Regierung zu verbinden. Die Bank sollte wenigstens wieder die Reichsfinanzirerin werden. Auch dieser Versuch glückte: zwischen dem Finanzminister Dschavid und der Banque Ottomane wurde Friede geschlossen. Die Bank hat auf das Monopol zur Ausgabe türkischer Schatzscheine verzichtet und sich mit einem Vorzugsrecht begnügt. Ihr Verwaltungsrath wird durch den Eintritt dreier Fezträger erweitert und vertärkt. Dem Staats-schatz wurde von der Bank ein neuer Kontokorrentvorschuß bewilligt, dessen Verzinsung niedriger ist, als zunächst verlangt worden war. Dschavid Bei hat nicht versäumt, die Ausöhnung mit der Osmanenbank feierlich zu verkünden. Und Frankreich freute sich des längst herbeigewünschten Versöhnungsfestes. Vielleicht giebt's noch eine Nachfeier: ein Bündniß zwischen der von Sir Ernest Cassel gegründeten Nationalbank of Turkei und der Banque Ottomane. Die soll allerdings alle Annäherungsversuche bisher kühl abgelehnt haben. Unter dem Halbmond ist aber kein Ding unmöglich; die Hoffnung auf den frankobritischen Bankbund braucht also noch nicht zu sterben. Die Türkei hat allen Grund, mit England zufrieden zu sein. Sir Adam Blof, der Vorsizende der Dette Publique Ottomane, hat in seinem Jahresbericht die Politik des neuen Finanzministers gepriesen und erklärt, die Türkei habe das Recht, ihre finanzielle Organisation selbständiger zu gestalten. Solche Worte laben das Herz der Jungtürken.

Geschäft ist Geschäft. Das Pathos hat da nichts zu suchen. Man läßt ein Feuerwerk heißer Bethenerungen verpuffen und sucht dann in der Asche nach verwerthbaren Ueberresten. Braucht man zu beweisen, daß es auch in den Vereinigten Staaten so gemacht wird? Nachdem ihnen vom preußischen Handelsminister angedeutet worden war, daß die Chicago-Milwaukee-Aktie mit Vorsicht zu behandeln sei, mußten die Yankee's eigentlich in sich gehen und sich vor neuen Eisenbahnanleihen hüten. Fällt ihnen nicht ein. Just in der Woche, da im Deutschen Reichstag Milwaukee „gefikt“ wurden, brachten vier verschiedene Eisenbahngesellschaften neue Notes und Bonds ans Licht. Nicht in Deutschland natürlich; in New York und Paris. Die Franzosen scheinen die Gefährlichkeit der Pankeewerthe noch nicht richtig erkannt zu haben. Der Kulturhistoriker kann aus der Betrachtung des „Geistes“ der Zulassungstellen Mancherlei lernen. In Deutschland weigert man einem Papier den Einlaß in die Börse, wenn durch seine Einführung ein „wichtiges allgemeines Interesse“ gefährdet wäre; in Amerika macht man die Zulassung eines Papiers davon abhängig, daß die Stücke bei einer bestimmten Firma gedruckt worden sind. Der Deutsche ist Moralist; der Yankee ist Aesthet. Der Eine verlangt eine flecklose Seele, der Andere ein modisches Kleid. Jener denkt an das „allgemeine Interesse“; Dieser arbeitet mit einem weniger schemenhaften Begriff und sorgt für die Dividende einer bestimmten Gesellschaft. Wer

besser fährt, kann nicht zweifelhaft sein. Die Stadt New York hat neulich eine Anleihe von 60 Millionen Dollars ausgegeben; der Börsenvorstand aber lehnt die Zulassung ab, wenn die einzelnen Stücke des neuen Rententitels nicht bei der American Banknote Company hergestellt wurden. Eine andere Firma, die New York Banknote Company, arbeitet billiger und eben so gut. Die Stadtverwaltung hat deshalb die Offerte dieser Gesellschaft angenommen und soll nun dafür durch Sperrung der Börse bestraft werden. Was soll nun aber aus den Papieren werden, die dem Veto der American Banknote Co. verfielen? Man müßte sie makuliren und am richtigen Ort neue Stücke bestellen. Daß dadurch eine neue „Ueberschwemmung“ des deutschen Marktes entstehe, ist nicht zu befürchten. Und Herr Eybow wacht.

Der preußische Handelsminister hat im Abgeordnetenhaus erklärt, daß er nicht die „Qualität“ ausländischer Werthpapiere, sondern nur die „Quantität“ prüfen und davon die Zulassung neuer Emissionen abhängig machen werde. Daß Verhältniß der Menge zur Aufnahmefähigkeit des Marktes soll also entscheiden. Wenn Herr Eybow findet, der Geldmarkt könne, bei den hohen Ansprüchen der Industrie, Chicago-Milwaukee nicht aufnehmen, muß er die Dinge anders sehen als Reichsbankpräsident Havenstein, der den Diskont von $\frac{1}{2}$ auf $\frac{1}{4}$ Prozent herabgesetzt hat. Zwischen der Werthung der Geldverhältnisse im Ministerhaus am Leipziger Platz und im Bankpalast in der Jägerstraße klappt ein Widerspruch. Die Brücke, die über die Kluff führt, ist „das Prinzip“. Der Handelsminister (noch mehr der Börsenkommissar Geheimrath Göppert) will das Effektenkapital vor den schädlichen Keimen fremdländischer Emissionen schützen. Also darf fürs Erste kein ausländisches Werthpapier in Berlin zugelassen werden. Denn eine Lex Handelsgesellschaft giebt's nicht; und die „Lage des Geldmarktes“, die entscheidend sein soll, wird sich im Lauf des Jahres kaum bessern. Die Berliner Handelsgesellschaft, deren Leiter seine Zeit nicht an nutzlose Kämpfe zu verzeteln pflegt, kann diesen Beschluß leicht ertragen. Was aber aus unserem Effektengeschäft und unserer „finanziellen Kriegsrüstung“ werden soll, wenn solche Prinzipien in Kraft bleiben: Daß wissen die Götter des Handelsministeriums.

Einzelne Börsenleute haben sich in einen Streit darüber eingelassen, ob Herr Fürstenberg, nach allem Geschehenen, nun noch den formalen Antrag stellen werde, seine Milwaukee-Aktien zuzulassen. Andere haben gemeint, er sei da wieder in eine unbequeme Lage gekommen. Ich kann's nicht finden. Er hat versucht, den Handelsminister zu überzeugen, seiner Excellenz zu zeigen, daß sie von falschen Voraussetzungen ausging. Daß dieser Versuch nicht gelang, ist nicht die Schuld des berechtigten Bankdirektors (der in diesem Fall, weiß sich um ein bombensicheres Papier handelt, nicht nur alle nicht vom Vorurtheil geblendeten Leute, sondern sogar die Junstgenossen auf seiner Seite hat). Er kann die Antwort des Handelsministers, der sich, trotz der Vertretung der Erbschaftsteuer, bei der Mehrheit beliebt zu machen

verstand, nun der deutschen Menschheit vorlegen und sich mit dem Gefühl begnügen, daß er kein verständiges Mittel unversucht gelassen hat. Ob die Amerikaner sich über die Sache ärgern, disqualifiziert finden und sich an irgendeiner Stelle, wo wir empfindlicher sind, rächen: diese Frage braucht Carolo Magno nicht den Schlaf zu rauben. Auch eine andere nicht, die tiefer ins Prinzipielle hinabreicht. Die Zulassung fremder Anleihen soll künftig von dem Zustand unseres Geldmarktes abhängen. Die Vorbereitung solches Anleihegeschäftes kostet aber geraume Zeit. Beim Beginn dieser Vorarbeit kann der Geldmarkt sehr gut, am Ende aber viel schlechter aussehen. Dann kommt das handelsministerielle Veto und der ganze Arbeitsaufwand war nutzlos verthan. Wer wird sich unter solchen Umständen noch auf die Vorbereitung so mühevoller und unsicherer Geschäfte einlassen? Und welche Papiere werden wir in politisch unruhigen Zeiten, bei Kriegsgefahr oder Kriegsgeschrei, zu Geld machen, wenn wir keine guten und deshalb leicht verkäuflichen Werthpapiere fremder Staaten im Land haben?

Der Jahresabschluß der Berliner Handelsgesellschaft ist gut. Die Dividende beträgt wieder 9 Prozent. In der vorigen Bilanz war eine Million für die Saloonsteuer reservirt worden; diesmal wurden anderthalb Millionen für etwa noch eintretende Verluste am Engagement bei der Niederdeutschen Bank zurückgestellt. Das ist viel; aber Vorsicht kann niemals schaden. Nach diesem Abzug vom Gewinn des Effekten- und Konjunktionskontos bleibt der stattliche Ertrag von mehr als $4\frac{1}{2}$ Millionen. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Saldo dieses Kontos im Jahr 1909 um fast 2 Millionen zugenommen hatte. Ein Gesamtumsatz von fast 15 Milliarden ist für ein Institut, das ohne Depositenkassen arbeitet, eine kaum zu überbietende Leistung. Die fremden Gelder, mit denen die Berliner Handelsgesellschaft arbeitet, werden ihr nicht durch Pumpstationen zugeführt. Ein einziges Hebewerk hat die Arbeit zu leisten, die anderswo mit der Hilfe von Depositenkassen und Filialen besorgt wird. Der Aufbau dieses Institutes ist von dem aller anderen Banken so verschieden, daß man sich noch nicht vorstellen kann, wie die Schablone der Zwischenbilanzen diesem besonderen Wesen angepaßt werden soll. Da man sich auf ein neues, erweitertes Schema geeinigt hat, muß die Handelsgesellschaft schließlich mitmachen; und durch die Bestimmung, daß neue Aktien der Banken, die keine Zweimonatbilanzen bringen, nicht mehr an die Börse zugelassen werden, wird ja jeder Widerstand ausgeschlossen. Die Handelsgesellschaft giebt mehr Geld heraus, als ihr zugetragen wird: eine natürliche Folge ihres Systems. Soll sie sich nun der Gefahr aussetzen, in den Zwischenbilanzen schlechter auszusehen als die Nachbarn? Am Ende muß selbst Herr Fürstenberg sein Prinzip opfern und Depositenkassen eröffnen. Dann haben die Anderen einen Konkurrenten mehr. Er aber kann sagen, daß zwar ein Fürst von Reuß-Lobenstein-Eberzdorf, nicht aber ein kluger und moderner Geschäftsmann sich den Luxus gestatten darf, auf einem Prinzip herumzureiten.

L a d o n.

*W. Dittmar, Möbel-Fabrik, Berlin C.,
Köpenicker Markt 6*
Auserlesene Formen in vornehmer Reichheit wie Einfachheit.
Besichtigung frei und erbeten.

Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen Tauentzien-
straße 10 :.

MURATTI Cigarettes
Manchester

Sperminum Poehl

bewirkt physiologische Oxydation der im Körper angemommenen Ermüdungstoxine, regt die Gewebeatmung an, daher die von ersten Klinikern erzielten Erfolge bei Stoffwechsell-
krankheiten, Herzleiden, Marasmus, Arteriosclerose, bei Uebermüdung und in der Re-
konvalescenz. — Erhältlich in den grösseren Apotheken. — Reichhaltige Literatur ver-
sendet gratis das Organotherapeutische Institut Prof. Dr. v. Poehl & Söhne (St. Peters-
burg), Abt. Deutschland Berlin SW. 68a. Bitte stets Original „Poehl“ zu fordern.

Jeder Arzt empfiehlt

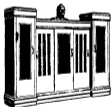
Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz, reg. 1696

für Blutarmer, Bleichstüchtige, stillende Mütter, Abgearbeitete und Rekonvaleszenten.
Es ist das beste und nahrhafteste Getränk für Alt und Jung, ein Nähr- und Kräf-
tmittel ersten Ranges. Wenig Alkohol, viel Malz. Nicht zu verwechseln mit dem ge-
wöhnlichen Malzbieren. Billiger Haustrunk. Bestes Tafelgetränk. **Echt** zu haben
nur in den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen. Wo nicht zu haben, wende
man sich an die **Fürstliche Brauerei Köstritz**, die gern Auskunft über bequemsten Be-
zug erteilt. — Vertreter überall gesucht.

Moderne Erdmannsdorfer Möbel

für Büro und Herrenzimmer



Die neuen Kataloge:

„H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro

„K“ für Kontormöbel

sind erschienen.

BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37, nur Hausvogteiplatz 12

Breslau XIII, Tauentzienstr. 14.
Fabrik: Erdmannsdorf i. Schles.



Continental
bester
Pneumatic

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



Neues Programm!

Olga Desmond**Robert Steidl**

Ida Keller, Phantasie-Tänzerin, Noblette, mim. Transform.-Akt. O'Brien, Operettensängerin, Cook and Rothert, amerik. Excentrics, The Sunshine girls, engl. Tanztruppe, Cala Scribini, amerik. Strandschönheit, Boganny-Cruppe: Die lustigen Bäcker, Garcia, jonglierende Silhouetten, Helly und Ellette: Ein Spass im Billard-Salon.

Biograph, neueste Aufnahmen.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72/73. 8 Uhr.

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Violinvirtuose**S. Scheller,**

anerkannt tüchtiger Pädagoge,
glänzende Konzertkrieger,
erteilt Unterricht.

Charlottenburg, Seeshägerstrasse 40 II.

Neues Operetten-Theater

8 Uhr abende:

Die

schöne Rissette.**CIRKUS BUSCH.****Grosses Gala-Programm**

u. a. die neue gr. Ausstattung-Pantomime

„Armin“

(Die Hermannschlacht).

Chat noir

Friedrichstr. 165, Ecke Behrenstr.

Dir. Rudolph Nelson.

Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

NEUES PROGRAMM!**Theodor Francke.**Käte Eriholz. Willy Hagen.
Theo Körner. Anni Dotza.


Mozartsaal

Nollendorfplatz

Wöchentlich neuer Spielplan

Täglich geöffnet ab 6 Uhr, Sonntags ab 3 Uhr

Eintritt jederzeit :: :: Programm und Garderobe frei :: :: Ende 11 Uhr

**„CLOU“**Mauer-
Strasse 82
Zimmer-
Strasse 90-91

Berliner Konzerthaus

TÄGLICH:

Gr. Konzerte voller Orchester

Anfang 8 Uhr

Eintritt 50 Pf.

Wochenentlich nach-
mittags 4—7 Uhr:**Gr. Promenade-Konzert** (bei freiem
Eintritt)Sonn- und Festtags 12 $\frac{1}{2}$ —3 Uhr: **MATINEE.**

Inscriptionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Das Leben würzen, Die Stunde Kürzen:

Jasmalzi

ELMAS

Cigaretten

mit Gold- u. Hohlmundst.

Qualität in höchster Vollendung

No	3	4	5	in eleganter
Preis	3	4	5	Pfg. das Stück

Blechpackung

In Persien, und zwar in der bedeutendsten Handelsmetropole des Landes, in Caebria, ist eine Filiale, die von eigenem deutschen Personal geleitet wird, errichtet. Dies ist die erste Ansiedlung eines deutschen Teppichhauses in Persien.

Versand nach allen Ländern, auch an Private direkt ab Persien.

Voranfragen an

Reinhart von Oettingen, Teppich-Haus, Caebria-Persien.

*Reinhart von Oettingen, Perser-Teppich-Handlung,
Berlin W. 9, Siebhornstrasse No. 1.*

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | Pavillon Mascotte

Täglich:

Prachtrestaurant

Reunion

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Konzerthaus

Täglich populäre Konzerte der ersten Militärkapellen Berlins

Anfang 6 Uhr

Ende 12 $\frac{1}{2}$ Uhr

Eintritt 50 Pfg.

Garderobe frei.

	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

Metropol - Theater.

Allabendlich:

**Hurra —
Wir leben noch!!!**Gr. Ausstattungsrevue in 9 Bildern von
S. Freund. Musik v. V. Hollaender. In Scene
gesetzt von Direktor E. Schultz.**Kleines Theater.**

Abends 8 Uhr:

Der Leibgardist.**Victoria-Café**Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.**Gebirgsherrnfeld
Theater**

Anfang 8 Uhr.

Vorkauf 11—12.

Zwei Schlager**Eine verlorene Nacht****Er, Sie und Er**mit Anton und Donat Herrnfeld in
den Hauptrollen.**„Moulin rouge“**Jägerstrasse 63a
Täglich Reunions.**Berliner Eis-Palast**

Lutherstraße 22—24.

Geöffnet von 10 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts.

Allabendlich

10½ Uhr:

„Im Park von Monplaisir“

Gr. Eiscollet-

Divertissement.

Pompöse Ausstattung! :: :: Ueberraschende Beleuchtungseffekte!**SANS-
SOUCI****Vornehmstes Restaurant**

(Five o'clock tea)

KURFÜRSTENDAMM 217

ECKE FASANENSTRASSE

Hillengass & Eberbach.**OPEL** Rüsselsheim ^a/_M
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Fremde Sprachen

erlernt man **schnell und sicher**

durch **Selbstunterricht**

nach dem bewährten

Sprachlehr-System Prof. Hans Wagner-Ernest's

in Verbindung mit dem von hervorragenden Phonetikern und Philologen als bisher unerreicht dastehenden

Sprach-Lehr-Apparat der A. F. L. A.

Aktiengesellschaft für Lehrmittel-Apparate,

Berlin W. 99, Kleiststr. 17.

Prospekte u. Auskunft kostenlos. — Zahlungserleichterung gewährt.

Zur Repetition besonders geeignet ist die

Kollektion Thudichum für Französisch,

Kollektion Hardt für Englisch.

Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank)

Berlin Darmstadt Frankfurt a. M.

Düsseldorf Halle a. S. Hannover Leipzig Mannheim
München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.

Aktien-Kapital und Reserven 191 1/2 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

29 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen

Zahlbar an über 2000 Plätzen bei ca. 3000 Zahlstellen

Hôtel Hamburger Hof Hamburg



— Jungfernstieg —

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

Zimmer von Mark 5.— an
inclusive Frühstück, Bedienung
und Licht.

Telefon in den Zimmern.

Sanatorium Buchheide

Finkenwalde b. Stettin

für Nervenkrankte, speziell Entziehungskuren: Morphin, Alkohol, Cocain etc.
Leit. Arzt Dr. Colla.

Alkoholentwöhnung

zwangslöse Kuranstalt Rittergut
Nimbsch bei Sagan, Schlesien.
Aerztl. Leitung. Prosp. frei.

Sanatorium Schierke im Harz

am Fusse des Brocken

Physikal.-diät. Heilanst. f. Nervenleidende,
Herz- und Stoffwechselkrankte, Erholungs-
bedürftige, Rekonvaleszenten etc.
Alle modern. Kureinrichtungen vorhanden.
Anerkannt schöne und geschützte Lage.
Das ganze Jahr geöffnet.

San.-Rat Dr. Haug.

Schockethal bei
Cassel
Physikal.-diät. Heilanst. m. modern.
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. gesch.
Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

≡ Berlin-Zehlendorf-West ≡ Waldsanatorium Dr. Hauffe

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige), Rekonvaleszenten, Erholungsbedürftige.

==== Beschränkte Krankenzahl. ====

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresden-Loschwitz.

Diätet. Kuren
nach Schroth

Herrliche Lage.
Wirks. Heilverf.
i. chron. Krankh.
Prosp. u. Brosch. frei.

Ein Herzenswunsch

jeder Dame ist es, eine oder mehrere schöne Straußfedern für die Herbst-, Winter-, Frühlings- und Sommerhüte zu besitzen. Wenn Sie einer Dame ein hochwillkommenes Geschenk machen wollen, so kaufen Sie bei mir eine Straußfeder. Ich versende solche gegen Voreinsendung des Betrages oder per Nachnahme in jeder Preislage von 2.— bis 100.— Mk. Für beste Erledigung jedes Auftrages bürgt das langjährige Renommee meines weltbekanntesten Spezialhauses.

Preislisten gratis.

Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstr. 25/27.



Fay's ächte Sodener-Pastillen

Jede Schachtel muss unbedingt den Namen Fay tragen und weist man alle Nachahmungen stets zurück. 5 Schachtel M 17, überall erhältlich.

Altbewährt gegen Husten, Heiserkeit

Privat-Schule. Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Bewegliche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

Jährlich zirka 40 Abiturienten.



Emser Wasser

Heilbewährt bei *Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Magensäure, Influenza u. Folgezustände.*

Überall erhältlich in Apotheken, Drogen- und Mineralwasser-Handlungen.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

Düsseldorf, Bahnstrasse 43.

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Spezial-Abteilung für Aktien ohne Börsennotiz.

Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst.

Aktiengesellschaft für Grundbesitz- verwertung

Amt VI, 6095

Amt VI, 6095

BERLIN SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

Terrains :: Baustellen :: Parzellierungen
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Autoren

welche ein belletristisches oder wissenschaftliches Buch geschrieben haben und einen Verleger dafür suchen, der es nach modernen drucktechnischen Prinzipien ausstattet und rühmig vertreibt, setzen sich mit dem **SILVA-VERLAG, BERLIN W. 9, Link-Strasse No. 31, in**

Verbindung

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen. **Moderne Verlagsbureau Curt Wigand**
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Veröffentlichung gut. Arbeiten in Buchform. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 101.

Sanitäre Artikel

Preisliste u. Brosch. grat. und franko.
Dr. Hentschel & Co.
Berlin 128, Moritzstr. 18.

Bar Geld

verleiht gegen Katenrückzahl. an jedern. reell und schnell die seit 6 Jahren besteh. Firma **C. Gründler, Berlin S.O. 422, Oranienstrasse 165a.** Prov. erst bei Auszahlung. Größter Umsatz seit Jahren.

Interessante Kriminal-Prozesse

Von kulturhistorischer Bedeutung aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit.

Nach eigenen Erlebnissen v. H. Friedländer, mit Vorwort von Justizrat Dr. Sells. Berlin. Ca. 250 Seit. Eleg. br. M. 3.—, eleg. gebd. M. 4.—. Der in der Juristenwelt sehr ungeschöne Verf. schildert in fesselnder Weise d. sensationellsten Prozesse der letzt. Jahre. Das Buch wird nicht nur v. gross. Publikum mit Freuden begrüßt werden, sondern auch v. d. Richtern, Juristen, Aerzten etc., da es in histor. Treue alle jene großen Kriminalprozesse wiedergibt, die s. Zt. die ganze Welt in Spannung erhalten haben! **Die Sammlg. wird fortgesetzt. Ausführl. Prospekte auch üb. and. kultur- u. sitzungsgeschichtliche Werke grat. freo. H. Barsdorf, Berlin W. 30, Aschaffenburgstr. 161.**

Nach der Handschrift beurteilt

P. P. LIEBE
Psychologe in Augsburg

Charakter — 20jähr. Praxis — Prosp. frei.

Der Meister in d. Gedächtniskunst.



Anleitung u. spielend leichtes Erlangen d. Riesengedächtnisses, selbst schül. höchst interess. Heispr. und seinen Anhang: **Der Gedächtnislerer im Variété und Minnemonik im Dienste der Heilheiler** von G. Henscholdt. Mit

Hilfe des vorlieg. Werkes wird ein jedes Gedächtnis nach 6-8 Std. Studierens des Pflüchtes als bisher leeren; 100- u. mehrstellige Zahlen kann jeder nach einmaligem Durchlesen bequem im Kopf behalten. Besond. empfehlenswert für Personen, denen es an energ. Schaffenskraft fehlt. Es ist nirgend so alt, niemand so jung, um sich d. Methode anzueignen. **Preis nur 2 Mark. Bücherkat. gratis. Erfolg garantiert!**
Flicker's Verlag, Leipzig 90.

Ohne Anzahlung

5 Tage zur Probe

liefern wir gegen **bequeme Monatsraten** photographische Apparate aller Systeme und in allen Preislagen, ferner Original-**Goerz' Triäder-Binocles**

I. Reise, Jagd, Militär, Sport etc.
II. Camera-Katalog gratis.

Bial & Freund
Breslau u. Wien
Postfach
331e






WELT-DETEKTIV



Auskunftei PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 c1
Nähe Friedrichs r. Tel. 1,3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.
Heirats-Auskünfte über Vorleben, Lebensweise, Ruf,
Charakter, Vermögen, Einkommen,
Gesundheit etc. von Personen an
allen Plätzen der Erde. Diskrete Geschäfts-Credit-Auskünfte
einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme.

(Beste Bedienung bei solidem Honorar.)

Reserviert für
J. S. DANZIGER SÖHNE, G. m. b. H.
Berlin W. 57, Bülowstraße 56.



Kalasisiris

D. R. P. Patente aller Kultursstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasisiris“. Sofortiges Wohlbedürfnis.
Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrauschen.
Vorügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradenhalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlankte Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Special-Formen. Illust. Broschüre und Auskunft
kostenlos von „Kalasisiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: **Lonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 202.
Zweiggeschäft: **Berlin W. 56,** Jägerstr. 27. Fernsprecher Amt 1, Nr. 2497.
Zweiggeschäft: **Frankfurt a. Main,** Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernsprecher Nr. 0154.

Dr. Ziegelroth's Schrif-
ten:
Arterienverkalkung 3. Aufl. M. 1,50
Fettleibigkeit M. 2,50
ABE für junge Mütter 5. Aufl. M. 2,00
Zu beziehen durch **Dr. Ziegelroth's**
Sanatorium, Krummhübel (Rsg.)

Magenleiden!
Stuhilverstopfung!
Hämorrhoiden!

kann man selbst heilen.
Auskunft ert. kostenlos gerne
an jedermann Kranken-
schwester Marie, Nicolaistr. 6
Wiesbaden. K. 24.

Aufklärung

Professoren und Berzle
verwenden und empfehlen
nur unsere patentierte

Hygienische Erfindung.

Verlangen Sie gratis Prospekt!
Chemische Fabrik
„Dassovia“, Wiesbaden 36.

Verlangen Sie meine Preis-
liste über
Gummi-Strümpfe und **Gesundheitspfleze**
usw. gratis. **Phil. Römper, Frankfurt a. M. 31.**



Berliner Handels - Gesellschaft.

Geschäftsbericht für 1910.

Bericht der Geschäftsinhaber.

Wir schlagen vor, für das Geschäftsjahr 1910 neun vom Hundert als Gewinnanteil auf das Kapital von 110 000 000 M. auszuschütten.

1. Kommandit-Kapital und Reservfonds.

Das Kommandit-Kapital und der Reservfonds haben am 31. Dezember 1910 betragen

Kommandit-Kapital	M. 110 000 000,—
Reservfonds	31 500 000,—
	<u>M. 141 500 000,—</u>

Der aus der Jahresrechnung sich ergebende Gesamtgewinn stellt sich einschliesslich des Vortrags von 1 054 464,35 M. auf 16 378 048,12 M. Aus dem Ertragnis des Effekten- und Konsortial-Kontos sind 1 500 000 M. wegen der Niederdeutschen Bank vorweg abgesetzt.

Nach Absetzung der aus der Jahresrechnung ersichtlichen Unkosten und Steuern verbleibt ein bilanzmässiger Reingewinn von 13 169 566,31 M. gegen 13 940 742,05 M. im Vorjahre verfügbar.

Wir beantragen, ihn wie folgt zu verteilen:

0% Gewinnanteil auf das Kommandit-Kapital von 110 000 000 M.	M. 9 900 000,—
Vergütung an den Verwaltungsrat	462 906,05
Gewinnanteil der Geschäftsinhaber	925 812,12
Gewinnanteil der Prokuranten und einzelner Angestellter	587 797,50
Gewinnvortrag auf neue Rechnung	1 288 050,63
	<u>M. 13 169 566,31</u>

2. Wechsel-, Sorten- und Zinsen-Konto.

Den Gewinn auf Wechsel-, Sorten- und Zinsen-Konto haben wir wie in den Vorjahren mit Rücksicht auf die ineinandergreifenden Beziehungen dieser Konten zu einer Position vereinigt.

Dieser Gewinn beträgt 8 368 491,58 M.

Der Eingang auf Wechsel- und Sorten-Konto betrug 1 948 254 412,50 M., der Ausgang auf diesen Konten 1 560 852 896,45 M.

Der Bestand an Wechseln und Sorten stellte sich am 31. Dezember 1910 abzüglich des Diskonts:

an Wechseln auf Berlin	M. 29 962 697,10
an Wechseln auf Bankplätze	43 684 488,70
an Devisen und Sorten	15 518 488,15
	<u>M. 99 176 674,15</u>

3. Effekten- und Konsortial-Konto.

Der Bestand des Effekten- und Konsortial-Kontos einschliesslich der reportierten Effekten per 1. Januar 1910 betrug

Eingang 1910	M. 146 969 027,68
	2 107 126 826,41
	<u>M. 2 254 095 854,11</u>
Ausgang 1910	2 087 808 391,31

Bestand am 31. Dezember 1910 auf Effekten-Konto:	
an eigenen Effekten	
a) Preussische Konsols und Deutsche Reichsanleihen	M. 21 438 962,65
b) verschiedene	25 794 417,65
an Reports und Lombardverschüssen auf Effekten	78 065 601,81
Saldo des Konsortial-Kontos per 31. Dezember 1910	44 038 394,36
	<u>169 332 365,37</u>
	Gewinn M. 3.04 102,57
Das Konsortial-Konto hatte am 31. Dezember 1910 172 Positionen.	
Der Bestand an eigenen Effekten per 31. Dezember 1910 setzte sich zusammen aus:	
Preussischen Konsols und Deutschen Reichsanleihen	M. 21 438 962,65
Sonstigen Staatspapieren, Pfandbriefen u. Schuldverschreibungen von Eisenbahnen und industriellen Gesellschaften	M. 13 876 183,70
Eisenbahn-Aktien	1 826 537,—
Bank- und Industrie-Aktien	10 092 686,85
	<u>25 794 417,65</u>
	M. 47 253 368,70

Im Laufe des verfloffenen Geschäftsjahres beteiligten wir uns an folgenden Geschäften bedeutenderen Umlanges, die zum grössten Teil bereits abgewickelt sind:

- a) Schuldverschreibungen:
- 1¹/₂% Deutsche Reichsanleihe,
 - 1¹/₂% Preussische Staatsanleihe,
 - 4¹/₂% Serbische Goldanleihe,
 - 5¹/₂% Maroccanische Staatsanleihe,
 - 8¹/₂% Italienische Rente,
 - 5¹/₂% Kaiserlich Chinesische Tientsin-Pukow Staats-Eisenbahn Ergänzungsanleihe,
 - Türkische Schaizbons und 4¹/₂% Türkische Zollanleihe,
 - 4¹/₂% Anleihe Serie II der Bagdadbahn,
 - 4¹/₂% Pfandbriefe der Aktiengesellschaft Finländische Stadt-Hypothekenkasse, Helsinki,
 - 4¹/₂% Lichtenberger Stadtanleihe,
 - 4¹/₂% Hypotheken Pfandbriefe Reihe VI der Mitteleutschen Bodenkredit-Anst. Greiz,
 - 4¹/₂% Anleihe der Emschergenossenschaft, Essen,
 - 4¹/₂% Anleihe der Elektrizitäts-Lieferungs-Gesellschaft, Berlin,
 - 4¹/₂% Anleihe des Elektrizitätswerks Südwest Aktiengesellschaft, Schöneberg,
 - 4¹/₂% Anleihe der Sächsischen Elektrizitäts-Lieferungs-Gesellschaft Aktiengesellschaft, Oberlungwitz,
 - 4¹/₂% Anleihe der Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen, Berlin,
 - 4¹/₂% Anleihe des Bleichwerks Schatz Knauts Aktien-Gesellschaft, Essen a. d. R.,
 - 4¹/₂% Anleihe der Blasmarchhütte, Blasmarchhütte,
 - 4¹/₂% Anleihe der Gewerkschaft Victoria-Lünen, Dortmund,
 - 4¹/₂% Anleihe der Oelfabrik Gross-Gerau-Bremen, Bremen,
 - 4¹/₂% Anleihe der Bank für elektrische Unternehmungen, Zürich,
 - 5¹/₂% Anleihe der Victoria Falls & Transvaal Power Company, Limited, Salisbury in Rhodesien,
 - 4¹/₂% Anleihe der Schweizerischen Gesellschaft für Metallwerte, Basel,
 - 4¹/₂% Prioritäts-Anleihe der Moskau-Kiew-Woronesch Eisenb.-Gesellschaft, Moskau,
 - 4¹/₂% Prior. Lien Fifty Year Sinking Fund Redeemable Gold Bonds der Ferrocarriles Nacionales de Mexico,
 - 5¹/₂% First & Refunding Mortgage convertible Gold Bonds der Missouri Pacific Railway Company,
 - 4¹/₂% conv. Gold Bonds der Chesapeake & Ohio Railway Company,
 - 4¹/₂% 15jährige debent. Bonds der Chicago Milwaukee & St. Paul Railway Company,
 - 4¹/₂% 40jährige San Francisco Terminal First Mortgage Gold Bonds der Southern Pacific Company,
 - 4¹/₂% General Mortgage Gold Bonds der Chicago & Northwestern Railway Company,
 - 5¹/₂% First consolidated Mortgage Bonds & 5¹/₂% convertible Debentures der Lackawanna Steel Company,
 - 5¹/₂% First Mortgage Bonds der Durham Coal & Iron Company.
- b) Aktien:
- Deutsche Hypothekenbank (Aktien-Gesellschaft, Berlin (neue Aktien),
 - Allgemeine Klassische Bankgesellschaft, Strassburg (neue Aktien),
 - St. Petersburg Internationaler Handelsbank, St. Petersburg (neue Aktien),
 - Russische Bank für auswärtigen Handel, St. Petersburg (neue Aktien),
 - Schweizerischer Bankverein, Basel (neue Aktien),
 - K. K. privilegierte Oesterreichische Länderbank, Wien (neue Aktien),
 - Bank Andréevits & Co., Aktien-Gesellschaft, Belgrad (Gründung),
 - Bank für elektrische Unternehmungen, Zürich (neue Aktien),
 - Deutsch-Überrheinische Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin (neue Aktien),
 - Rheinische Stahlwerke, Duisburg-Neiderich (neue Aktien),
 - Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Aktien-Gesellschaft, Bochum (neue Aktien),
 - Leipziger elektrische Strassenbahn, Leipzig (neue Aktien),
 - Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahl-Fabrikation, Bochum (neue Aktien),
 - Rombacher Hüttenwerke, Rombach (neue Aktien),
 - Aktien-Gesellschaft für Glasindustrie vorm. Friedr. Siemens, Dresden (neue Aktien),
 - Deutsche Ton- und Steinzeug-Werke Aktien-Gesellschaft, Charlottenburg (neue Aktien),
 - Oelfabrik Gross-Gerau-Bremen, Bremen (neue Aktien),
 - Mannesmannröhren-Werke Aktien-Gesellschaft, Düsseldorf (neue Aktien),
 - Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin (neue Aktien),
 - Compañia y Cantobreheri Pterasa, Pterasa bei Augsburg (neue Aktien),
 - Compañia Barcelonesa de Electricidad, Barcelona (neue Aktien),
 - Compañia Sevillana de Electricidad, Sevilla (neue Aktien),
 - Officine Electriche Genovesi, Genoa (neue Aktien),

- Schweizerische Gesellschaft für Metallwerte, Basel (Gründung).
 Aktiengesellschaft Brown Boveri & Co., Baden (Schweiz) (neue Aktien).
 Société Internationale de Régie co-intéressée des Tabacs au Maroc Paris (Gründung).
 c) Gesellschaften mit beschränkter Haftung.
 Bahnhof Lichtenberg-Friedrichsfelde Boden-Gesellschaft mit beschränkter Haftung,
 Berlin (Gründung).
 Carlshacht Gesellschaft mit beschränkter Haftung (Gründung).
 Forsyth Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Hamburg (Gründung).
 Wir beteiligten uns an Studiensyndikaten, welche der Erforschung von Mineralvorkommen im ostafrikanischen Schutzgebiet und in Mexiko dienen.

Die Deutsche Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Gesellschaft hat sich auch im verflorenen Jahre durch den weiteren Ausbau und die Betriebsführung der deutsch-afrikanischen Kolonialbahnen in ausgedehnter Masse betätigt. In Togo wurde die rund 160 km lange Strecke Lome-Atakpame bis auf einen kurzen Abschnitt vollendet und der vorläufige Betrieb auf dieser Strecke bis 128 km (Station Giel) eröffnet. Die Entwicklung des bereits früher von ihr vollendeten und gepachteten Bahnnetzes in Togo war eine befriedigende. — Die 160 km lange Kamerun-Nordbahn wurde bis 151 km fertiggestellt; die Krönung der ganzen Bahnstrecke ist im ersten Quartal des laufenden Jahres zu erwarten. — Von der Kameruner Mittelbahn sind die ersten 18 km vollendet und die sehr bedeutenden Ueberbrückungen über den Dibambastrom sowie über den Nord- und Süddarm des Sanagrostromes nahezu fertig. Die Bauarbeiten auf der 80 km langen ersten Teilstrecke Duala-Edea wurden so gefördert, dass die Betriebsöffnung im Herbst 1911 erwartet werden kann. Für die Gesamtstrecke, welche eine Länge von 240 km umfasst, ist das Hauptprogramm in der Ausarbeitung begriffen. — In Südwestafrika wurde nach Beendigung der Bauten auf der Südlinie Seeheim-Kalkfestein mit den Arbeiten zur Verbindungsbahn Keetmanshoop-Windhak begonnen. Am Schluss des Berichtsjahres war der öffentliche Verkehr bis Station Tees (80 km) aufgenommen, während die Erdarbeitschäfte bis in die Nähe von Gibson (170 km) vorgeschoben werden konnten. Die Ueberbrückungen auf der von der Gesellschaft pachtweise betriebenen Südbahn (Lüderitzbuch-Keeetmanshoop und Seeheim-Kalkfestein) haben die Erwartungen übertroffen. — In Ostafrika, Provinz des Nordostens, wurde die Station Pema (23 km) von der Gesellschaft übergeben. Der Unterbau ist fertig bis in die Nähe von Lembeni (290 km). Die ganze Strecke (350 km) bis zum Pass des Kilimandjaro wird wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1911 fertiggestellt werden. Die Ueberbrückungen aus dem Betriebe zeigen auch hier weiter eine befriedigende Entwicklung.

Die Firma Lenz & Co. Gesellschaft mit beschränkter Haftung hat im Betriebsjahre den Bau von 202 km gegen im Vorjahre 77,54 km indischer Kleinbahnen teils ausgeführt, teils in Angriff genommen. Die Verhandlungen wegen einer Reihe weiterer Baugeschäfte haben einen günstigen Verlauf genommen, so dass auch im Jahre 1911 mit grösseren Abschüssen im Inlande gerechnet werden kann. Die im Inlande gelegenen Kleinbahnen und Nebenbahnen, deren Betrieb die Firma führt, haben im Betriebsjahre dank des allmählichen Aufschwungs der gewerblichen und landwirtschaftlichen Verhältnisse eine gute Entwicklung genommen, so dass die Betriebsüberschüsse der meisten dieser Bahnen eine nicht unerhebliche Erhöhung erfahren haben.

Die Koloniale Bergbau-Gesellschaft mit beschränkter Haftung, an deren Stammkapital die Aktiengesellschaft für Verkehrswesen beteiligt ist, hat im Jahre 1910 312 584 Karat Diamanten gefördert. Der Reingewinn für das Jahr 1910 wird denjenigen des Vorjahres sehr erheblich übersteigen. Die Gesellschaft ist mit den Vorbereitungen zur Einführung des maschinellen Betriebes beschäftigt, der eine rationellere Ausbeutung der Diamantfelder ermöglicht.

Die Gebr. Körting Aktiengesellschaft war im Laufe des Jahres gut beschäftigt; sie war überdies mit Erfolg bemüht, Verbesserungen und Verbilligungen ihrer Fabrikationen im In- und Auslande einzuführen, und kann insbesondere mit Befriedigung auf eine Hebung ihrer russischen Unternehmung hinweisen.

Die Aktien-Gesellschaft für Erwerb und Verwertung von Industrie- und Hafen-Geländen, Hamburg-Neuhof, hat im verflorenen Jahre den Bebauungsplan ihrer an der Hamburger Grenze gelegenen Grundstücke feststellen lassen. Sie hat dann ein zwischen zwei Straßen liegendes umfangreiches Grundstück für Häuserbauzwecke mit angemessenem Nutzen verkauft. Verschiedene Verhandlungen über die Ausnutzung weiterer Ländereien befinden sich in der Schwebe.

Die Handelsgesellschaft für Grundbesitz hat im Berichtsjahre die Arbeiten an der neuen Ringbahnstation und Brücke Höhenollerndamm beendet; der Verkehr an der Station ist am 1. November 1910 eröffnet worden. Die Erschliessung und Bebauung dieser Gegend schreitet rüstig vorwärts; im abgelaufenen Geschäftsjahre sind von dem Scharnhedder Terrain weitere ca. 2900 Quadratmeter mit gutem Nutzen verkauft. Die Gesellschaft beteiligte sich an dem Ankauf eines in der Nähe der Bahnhöfe Lichtenberg-Friedrichsfelde und Rummelsburg-Ost zwischen der Prinzen-Allee und der Rummelsburgerstrasse gelegenen Geländes von ca. 15 750 Quadratmeter, dessen Breehliessung in Angriff genommen ist.

Seitens der Industriegelände Schöneberg Aktiengesellschaft ist der Regulierungsvertrag mit der Gemeinde Tempelhof zum Abschluss gebracht worden. Die Kanalisierungsarbeiten sind in vollem Gange; die Regulierung der Strassen wird voraussichtlich im Jahre 1911 beendet werden können.

Die Westliche Boden-Aktiengesellschaft in Lique, deren Geschäftsführung in dem Hände der Handelsgesellschaft für Grundbesitz ruht, hat auch im abgelaufenen Geschäftsjahre zufriedenstellende Verkäufe getätigt.

Die Baumwollspinnereien und Webereien hatten im abgelaufenen Jahre unter den hohen Baumwollpreisen zu leiden, wodurch die Ertragnisse ungünstig beeinflusst wurden. Der Baumwollspinnerei Unterhausen sowie der Spinnerei und Buntweberei Pflerssee kamen bei dieser im allgemeinen ungünstigen Geschäftslage ihre gesunde innere Lage besonders zu statten. Man hofft, dass mit dem Frühjahr eine Belebung des Geschäfts und eine allgemeine Besserung in der Branche eintreten wird.

Durch die Diamanten-Regie des südwestafrikanischen Schutzgebiets gelangten im Jahre 1910 ca. 810 000 Karat Diamanten im Preise von rund

22 Millionen Mark zur Verwertung. Im Zusammenhang mit der ungünstigeren Wirtschaftslage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika trat am Diamantenmarkt im Frühjahr 1910 eine Abschwächung ein; im letzten Quartal konnte sich indessen der Markt wieder befestigen, so dass die Preise einen Teil ihres Rückganges einholten.

4. Kontokorrent-Konto.

Das Kontokorrent-Konto schloss per 31. Dezember 1909 ab mit einem Kredit-Saldo von M. 49 177 164,67
Eingang 1910 „ 6 671 216 684,65

Ausgang 1910 „ 6 622 088 629,88
Kreditsaldo per 31. Dezember 1910 M. 77 068 457,25

Dieser Saldo setzt sich zusammen aus:

Debitoren:
1. Gedeckte Debitoren M. 186 489 221,75
2. Guthaben bei Banken u. Bankfirmen „ 13 162 090,99
3. Ungedeckte Debitoren „ 38 131 013,61 M. 227 676 926,87

Kreditoren:
1. Gläubiger mit vereinbarter Verfallzeit M. 176 170 238,83
2. Gläubiger ohne vereinbarten Fälligkeitstermin M. 304 744 388,62
wie oben M. 77 068 457,25

Unsere Akzepte betragen Ende 1910 72 618 787,89 M., von welcher Summe 55 241 460,48 M. gegen Guthaben oder Unterlage gezogen waren.

Unsere Avalakzepte und Bürgschaften beliefen sich am 31. Dezember 1910 auf 41 772 711,47 M.

In den Konkursen der Niederdeutschen Bank und der mit ihr zusammenhängenden Firmen haben wir auf unsere Buchforderungen durch Verwertung der dafür bestellten Pfänder keinen Ausfall. Verluste, welche aus dem Wechsel-Obligo bei diesen Verbindungen zu erwarten sind, haben wir durch die im Eingang dieses Berichts erwähnte Einnahme von 1 500 000 M. aus dem Ertragnis des Effekten- und Konsortial-Kontos voll auf Rechnung getragen.

5. Grundstücks- und Neubauten-Konten.

Mit dem Neubau auf unseren im Jahre 1909 erworbenen Grundstücken an der Ecke der Französischen- und Charlottenstrasse haben wir im Mai 1910 begonnen; die Fertigstellung ist im Herbst 1911 zu erwarten.

6. Kassa- und Gesamtumsatz.

Der Bestand der Hauptkassa betrug am
1. Januar 1910 M. 20 968 895,49

Eingang 1910 „ 3 243 413 439,81

Ausgang 1910 „ M. 3 294 386 326,30

Bestand am 31. Dezember 1910 M. 23 762 441,37

Hierzu Bestand der Kuponkasse „ 4 928 386,96

so dass am 31. Dezember 1910 die Kassenbestände M. 28 690 827,13

betragen.

Der tägliche Umsatz an unserer Hauptkassa belief sich durchschnittlich auf 10 811 000 M. gegen 9 774 000 M. im Jahre 1909.

Der Umsatz an unserer Kuponkasse betrug im vergangenen Geschäftsjahre 145 698 031,29 M. gegen 140 831 874,83 M. im Jahre 1909.

7. Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Der für das abgelaufene Geschäftsjahr erzielte Gewinn setzt sich wie folgt zusammen:

1. Zinsen-Ertrag nach Abzug der gezahlten Zinsen
sowie Ertrag der Wechsel einschließlich M. 8 368 491,93

2. Gewinn aus abgerechneten Konsortial- und Effekten-
Geschäften nach Abrechnung von Zinsen „ 3 084 962,57

3. Provisionen „ 3 780 188,27 M. 15 323 582,77

Hievon sind abzusetzen:

die Verwaltungskosten und Steuern „ 3 208 481,81

so dass zuzüglich des Vortrags aus 1909 M. 12 115 100,96

als Reingewinn verbleiben M. 1 054 445,35

M. 13 169 546,31

8. Pensionskasse und Stiftungen.

Das Vermögen der Pensionskasse unserer Angestellten betrug am 31. Dezember 1910 2 681 020,20 M., und zwar beliefen sich der Effektenbestand auf 2 680 512,20 M., und das Bankguthaben auf 508 M. Abrechnungen wurden im Januar 1910 20 360,50 M. ausgezahlt. Hierneben bestehen noch drei Stiftungen für unsere Angestellten mit einem Vermögen von zusammen 239 203 M. Das Vermögen der Pensionskasse und der Stiftungen belief sich daher am 31. Dezember 1910 auf 2 919 223,20 M.

Berlin, im Februar 1911.

Berliner Handels-Gesellschaft

Die Geschäftsinhaber

Fürstenberg.

Ahrens.

MORPHIUMHEROIN etc. Entwöhnung
mildester Art absolut zwang-
los. Nur 20 Gäste. Gegr. 1899.

Dr. F. H. Müller's Schloss Rheinfeldblick, Godesberg a. Rh.

Vornehm. Sanatorium für Entwöhn-
kuren, Nerven u. Schlaflose. Pro-
spekt frei. Zwanglos Entwöhnen v.**ALKOHOL****Geld** verborgt Privatier an reelle
Leute, 5%, Ratenrückzahlung
3 Jahre, Kramer. Postlag. Berlin 47.**Ehe-**schliessungen **England**
rechtsgiltig, in
Prosp. fr. verschl. 50 Pf.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 20/21.

Seeben erfährt Seeben erfährt

**Hebbels
Schatten**

Beiträge zur Hebbelforschung / von

M —.60 **Adolf Grote** M —.60

fritz Eckardt Verlag & Leipzig



Auf Teilzahlung
Präzisions-Uhren
u. Brillantschmuck

Brillantschmuck unter Angabe des
Gewichts in Karat: bei Herren-
uhren unter Angabe des Gold-
gewichts der Gehäuse. Streuz
reelle Feingoldschmelze. Katalog
n. 400 Abbild. gratis franko

Jonass & Co., G. m. b. H.
BERLIN SW. 108
B. des-Allianz-
STRASSE 1

**Die echte Original-Browning-Pistole
wird von keiner Nachahmung erreicht!**

Auf Wunsch

6 Tage
zur Ansicht
ohne Kaufzwang,
ohne jede Anzahlung.



Als Polizei- u.
Armee pistole
eingeführt!

Bisher über
500 000 Stück
verkauft!

Nur die echte Browning-Pistole vereinigt in sich die Vorzüge einer idealen
Taschenwaffe, wie kleinstes Westentaschenformat, 7 Schuss, Kaliber 635
mm, geringes Gewicht 330 g, einfacher, nie versagender Mechanismus, grosse
Durchschlagskraft, hohe Anfangsgeschwindigkeit, bequeme
Handhabung und absolute Sicherheit durch doppelte
mechan. Sicherung. **Preis M. 42.50.** Monatszahlung

Dies. Pistole grösser (kein Taschenf.), Kal. 7,65, kost. M. 50.—, Monatsz. M. 4.—.
Preis üb. Waffen all. Art, Doppelflinten, Drillinge, Pirschbüchsen etc. grat. u. fr.

Hensoldts Universalglas

5malige Vergrößerung,
Preis M. 137.50 mit Etui und
Riemen Monatszahlung M. 6

Voigtländers Prismen-Binocle

5malige Vergrößerung,
Preis M. 140.— mit Etui und
Riemen. Monatszahlung M. 6

Beide Gläser 6 Tage zur Ansicht und Auswahl.

**Köhler & Co.,** **BRESLAU XIII,**
Goethestr. 292.

Aecht **Patzenhofer** Biere
überall erhältlich überall erhältlich

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14
Kapital: 5 Millionen Mark

hat eine grosse Anzahl vorzogl. Objekte i. Berlin u. Vororten z. hypoth. Beleihung
zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, u. zwar f. d. Geldgeber völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telefon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank Berlin bzw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Aktien, Börsenstellen
und Obligationen der Holz-, Kohlen-, Erz- und Oelindustrie, sowie
Konten ohne Börsenotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.



Sinalco-Aktiengesellschaft, Detmold.



Die besten photographischen
Apparate, Reibzöngel,
auch Uhren und Gebirgs-
Helfer gegen kleine monatliche

Teilzahlungen

Jonass & Co., Berlin SW. 108

B. He-Alte, Rosenthalstr. 3 - Geogr. 1909.

Jährl. Verz. und über 2000 Uhren
Hunderttaus. Kunden. Viele
tausend Anerkannt. Katal.
mit über 4000 Abbild.
gratis u. franko

Bade- und Luft-Kurort
„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

Sanatorium

Erholungshelm

Hôtel

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
eingerichtet. Waldreiche, wind-
geschützte, nebelfreie Höhenlage. Zen-
trale der schönsten Ausflüge.

Wintersport!

Im Erholungshelm und Hôtel Zimmer
mit Frühstück inkl. elektrische Beleuch-
tung und Heizung von M. 4.— täglich
an, mit voller Pension von M. 7.— an.
Im Sanatorium (Physik.-Diet. Heil-
verfahren) von M. 8.—.

Insertaten-
Annahme für
„Die Zukunft“
die
Anzeigenverwaltung
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Formsp. VI, 567
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

PROTOSWAGEN

in der ganzen Welt bewährt.

TYPEN 1910:

Vierzylinder:

6/14 PS. 8/18 PS. 10/22 PS.
12/26 PS. 18/38 PS.

Sechszylinder:

18/38 PS. 27/56 PS.

Automobilwerk Nonnendamm

bei Berlin.

Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H.

Bureaux an allen bedeutenden Plätzen der Welt.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren i/M

am Müritzsee.